

Auf der Überholspur: Oskar Freysinger, Sebastian Vettel, Zara

Nummer 13 – 28. März 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Gentechnik: Segen für die Schweiz

Pflanzen aus dem Labor schonen die Umwelt und steigern den Ertrag.

Von Markus Schär

Das neue Las Vegas

Macau: Unterwegs in der grössten Spielhölle der Welt. *Von Urs Gehrig*


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

HUBLOT



HUBLOT

Hublot Classico Ultra-Thin Skeleton.
Ultraflaches, skelettiertes Manufakturwerk
mit 90 Stunden Gangreserve. Gehäuse aus
einer neuen, einzigartigen Rotgold-Legierung:
King Gold. Armband aus Kautschuk und
schwarzem Alligatorleder.

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

www.hublot.com • twitter.com/hublot • facebook.com/hublot

Intern

Im Juni 2008 zerstörten Vandalen in der Forschungsanstalt Reckenholz im Kanton Zürich die Felder mit gentechnisch verändertem Weizen. Hatte diese Aktion je strafrechtliche Konsequenzen? «Das fragen wir uns auch», sagte schliesslich ein geschädigter Wissenschaftler beim vierten Anruf, den Bundeshausredaktor Markus Schär in dieser Angelegenheit machte. Die Polizei, die 2008 fünf Verdächtige festnahm, sucht immer noch nach den Tätern. Gestraft sind die Wissenschaftler, ihre Arbeit gilt gerade wegen der Protestaktionen von Greenpeace und anderen Gentech-Feinden immer noch als riskant, obwohl sie es nachweislich nicht ist. So kann auch der mit Vitamin A an-



Kein Risiko: Gentech-Weizen in Lindau ZH.

gereicherte «Golden Rice» von ETH-Professor Ingo Potrykus erst mit zwölfjähriger Verzögerung angebaut werden. In der Zwischenzeit sind acht Millionen Kinder an Vitaminmangel gestorben. Seite 26

Soll einer sagen, die Redaktionskonferenz der *Weltwoche* sei nicht effizient: Jüngst schwärmte Layout-Chef Tobias Schär von seinem Aufenthalt in der südchinesischen Casino-Stadt Macau. Wenig später sass Urs Gehrig im Flugzeug. Vier Tage und vier Nächte hat Gehrig in der grössten Spielhölle der Welt verbracht. Zwischen Bauern, kettenrauchenden Hausfrauen und Figuren der Halbwelt in glänzenden Anzügen lernte er ein Volk kennen, das mit eiserner Disziplin vierzehn Stunden am Stück und ohne zu essen an den Spieltischen ausharrt. «Seit dem Ende des Kommunismus bedeutet Reichtum Ruhm», begründete ein Insider das

Spielfieber der neuen chinesischen Mittelschicht. Vom Traum nach einem besseren Leben getrieben, verwetten täglich 76 000 Spielsüchtige in Macau ihr Ersparnis. Wenn sie abgebrannt den Heimweg in die Provinz antreten, sind sie von einem Gedanken besessen: möglichst schnell zurückzukehren. Seite 44

Von der Weltöffentlichkeit weitgehend unbenutzt, hat sich im Norden des Bürgerkriegs-



Unterwegs in Syrien: Reporter Pelda (o. l.).

lands Syrien ein autonomer Kurdenstaat gebildet. Jahrzehntlang unterdrückt, haben die syrischen Kurden den arabischen Frühling genutzt, um ihren Traum von Autonomie zu verwirklichen. Das so genannte Westkurdistan verfügt zwar nicht über ein zusammenhängendes Staatsgebiet, aber die Kurden sind so stark bewaffnet, dass sie ein ernstzunehmender Machtfaktor sind. Bisher verhielten sie sich im Konflikt zwischen Präsident Assad und den sunnitischen Rebellen meist neutral. Unser Reporter Kurt Pelda berichtet über eine Oase des Friedens mitten im Krieg. Seite 40

«Wann haben Sie das letzte Mal Ihre Meinung geändert?» Diese Frage haben Lucien Scherrer und Christoph Landolt diversen Schweizer Persönlichkeiten gestellt. Die Reaktion der Angefragten zeigte, dass die Frage weniger banal ist, als es scheint: Viele erwiderten, es falle ihnen keine Antwort ein. Andere bedangen sich lange Bedenkfristen aus und sagten dann doch ab. Die Meinung zu ändern, gilt als unseriös. Doch Irren ist menschlich, wahre Grösse zeigt sich darin, Fehlurteile revidieren zu können. Die ehrlichen Zeugnisse von vierzehn bekannten Personen beweisen es. Seite 34

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Andreas Kunz, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab, Lucien Scherrer, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscicono, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung), Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (Leitung), Viola Antonovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung), Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93, info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Der Erste Kaiser von China – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Europa

Die EU lebt, solange die Deutschen dafür zahlen. Betrachtungen während der Zypern-Krise. Von Roger Köppel

Wer Geld hat, wird gehasst: Kürzlich traf ich in Frankfurt einen Bekannten. Er sagte mir, dass ihn eben ein Brief von der staatlichen deutschen Altersvorsorge erreicht habe mit der Forderung, er müsse eineinviertel Jahre länger arbeiten, um auf seinen Rentengrundbetrag zu kommen. Nicht, dass er auf das Geld angewiesen wäre, aber er war sichtlich verbittert. Klar: Der Deutsche war verärgert, weil sein Land ihm höhere Leistungen abfordert, während es Milliarden, die in den staatlichen Rentenkassen fehlen, in Länder verschiebt, in denen die Leute schon heute früher in Pension gehen als die Deutschen. Wenn die Deutschen aber nicht mehr zahlen wollen oder können, geht Europa das Geld aus. Die EU lebt, solange die Deutschen zahlen. Sie stirbt, wenn die Deutschen nicht mehr zahlen. Weil aber die Deutschen zahlen, werden sie in den Ländern, die das deutsche Geld bekommen, leidenschaftlich gehasst. So entwickelt sich das angebliche Friedensprojekt EU zum Brandbeschleuniger des Hasses der Nichthabenden auf die Habenden. Den Deutschen ergeht es aus zypriotischer Sicht wie den Schweizern aus deutscher Sicht. Wer Geld hat in Europa, wird zur Zielscheibe jener, die weniger Geld haben.

Wer ist schuld am Debakel? Die Kommentatoren einigen sich darauf, dass es die verschwenderischen Banker und genussüchtigen zypriotischen Politiker waren. Dass diese beiden Personengruppen grobe Fehler machten, ist offenkundig. Allerdings waren diese Fehler auch nicht grösser als die Irrtümer jener, die vor über zehn Jahren mit grossem Getöse den Euro einführten. Oder Zypern in die Euro-Zone aufnahmen. An Zypern lässt sich weniger das Versagen Einzelner als vielmehr die tragische Selbstzerstörungsspirale des Systems EU erkennen. Wie genau schlitterte das Land ins Unheil? Am Ursprung steht der Euro. Er war Zyperns Doping. Dank der künstlich und vermeintlich starken Einheitswährung bekam Zyperns Staat billigere Kredite, ebenso profitierten die Banken von den tiefen Zinsen. Umgekehrt produzierte die plötzliche Geldflut in Zypern ein Gefühl der Unversehrbarkeit. Es passierte, was immer passiert, wenn das Geld zu billig ist: Die Zyprioten überlupften sich, in trügerischer Sicherheit gewiegt durch ein Euro-System, an dessen Stabilität sie selber und alle Marktteilnehmer glaubten.



Die Selbstzerstörungsspirale des Systems EU.

Der Fehler der Politik bestand darin, dass sie es zulies, dass ihr Finanzsystem eine verkräfterte Grenze überstieg (*too big to fail*). Aber auch hier sollten die Westeuropäer in ihren Urteilen milde sein. Sie haben das gleiche Problem bis heute ebenfalls nicht angepackt. Noch immer sind die Banken zum Beispiel in Deutschland, aber auch in der Schweiz, zu gross, als dass man sie – wie es die Marktwirtschaft verlangte – einfach bankrott gehen lassen könnte. Was man heute an den Zyprioten als kurzfristig kritisiert, bleibt ein ungelöstes Problem in allen andern Ländern, die über grosse Banken verfügen.

Den Deutschen ergeht es aus zypriotischer Sicht wie den Schweizern aus deutscher Sicht.

Sicher: Ohne den Euro hätten sich die Zyprioten und ihre Banken allenfalls auch verspekuliert, aber die Folgen wären besser gewesen. Erstens hätte die blasentreibende Geldverbilligung nicht stattgefunden. Zweitens wäre im Krisenfall eine nationale zypriotische Notenbank als Helfer eingesprungen. Vielleicht hätte man die eine wankende Bank leichter verstaatlichen können. Vor allem aber hätte Zypern als Euro-Nichtmitglied mehr Handlungsspielräume zur Erholung. Wovon soll das Land leben, wenn der Finanzsektor ausfällt? Mit einer unabhängigen Notenbank könnte man die eigene Währung abwerten und die Wettbewerbsfähigkeit des Tourismus dramatisch verbessern. Diese Chance bleibt den Zyprioten verwehrt. Sie können jetzt nur die Löhne und die Staatsausgaben sprunghaft

senken. Das sagt sich leicht, ist aber in der Realität kaum durchzuführen. Die Euro-Teilnahme, die ihnen vorher einen künstlichen Wohlstand brachte, bringt sie jetzt auf die Folterbank eines zerstörerischen Sparens. Anstatt sich selber aus dem Sumpf zu ziehen, bleibt Zypern jetzt eine wirtschaftliche Einöde in noch grösserer Abhängigkeit von Brüssel. So gebiert die EU aus wirtschaftlicher Not ihren eigenen Zentralstaat. In ersten Verlautbarungen nach der zwangsweisen Einigung bietet die EU Zypern bei der Bewältigung der Rezession Hilfe an, die wiederum von den Deutschen in der Hauptsache bezahlt werden wird. Was die Deutschen wiederum in Zypern noch verhasster machen wird.

Enteignung: Der smarte Chef der Eurogruppe, der Holländer Jeroen Dijsselbloem, sieht in Zypern ein Modell für den zukünftigen Umgang mit maroden Banken im Euro-Raum. Das ist Unsinn, weil eine der wichtigsten Staatsaufgaben darin besteht, das Eigentum der Bürger zu schützen. Bei Bankbankrotten müssen zuerst das Eigenkapital der Bank, dann die Kredite der Gläubiger und erst drittens die Sparer leiden. Zypern macht es unter Brüssels Applaus umgekehrt. Die EU ist zu einer Enteignungsgemeinschaft geworden.

Steinbrück: Etwas muss man dem SPD-Kanzlerkandidaten lassen. Er ist ehrlich bis zum Untergang. Auf dem Höhepunkt der Finanzkrise 2008 sprach Kanzlerin Merkel den deutschen Sparern eine Garantie aus, ihre Konten seien sicher. Steinbrück unterstützte die Kanzlerin öffentlich. Jetzt sagte gemäss FAZ der gleiche Steinbrück, Merkels Garantie sei «ein Ritt auf der Rasierklinge» ohne parlamentarische Legitimation gewesen. Wer glaubt noch an staatliche Garantien? Zum Glück stürmen die von Steinbrück desillusionierten Deutschen ihre Banken nicht. Noch nicht.

Nord-Süd-Gefälle: Die Reformation, angeschoben vom deutschen Augustiner Martin Luther im frühen 16. Jahrhundert, war auch ein Protest des Nordens gegen den verschwundensüchtigen Süden. Schon damals flossen dank bestehenden Verträgen zwischen dem «Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation», einer Art Ur-EU, und dem Vatikan enorme Summen über die Alpen. «Viele deutschsprachige Nordeuropäer» hätten die «scheinbar zügellose Zivilisation und dekadenten Gewohnheiten der Menschen südlich der Alpen» verachtet, schreibt Diarmaid MacCulloch in seinem hervorragenden Standardwerk «Die Reformation». «Ähnlich fühlten auch die Polen, Skandinavier, Schotten und Engländer – die Alpen trennten die westliche Christenheit wie eine kulturelle Wasserscheide.» Daran hat sich bis heute nichts geändert. Der kulturelle Konflikt mündete damals in den Dreissigjährigen Krieg. Heute werden die Gräben mit immer noch höheren Geldzahlungen zugeschüttet.



Asiens «Sin City»: Macau. Seite 44



Keine Frauenmusik: Velvet Two Stripes. Seite 50



Dilemma: FDP – die Liberalen. Seite 20



«Konservativer Anarchist»: Freysinger. Seite 22

Kommentare & Analysen

5 Editorial

- 11 Kommentar Bald ist Arabien «christenfrei»
- 11 Im Auge Bas Lansdorp, fliegender Holländer
- 12 Kommentar Die Arroganz der Macht
- 13 Personenkontrolle Widmer-Schlumpf, Landolt, Tuor, Ambühl, Rossier, Alleva, Moeckli, Wenger
- 13 Nachruf Boris Beresowski, Unternehmer
- 14 Die Deutschen Endstation Ebay
- 14 Wirtschaft Zwei Dummheiten am Tag
- 15 Ausland Zyprisches Wetterleuchten
- 16 Mörgeli EU-Familie überfällt Nachbarn
- 16 Bodenmann Zitrone falsch gepresst
- 17 Medien Schuss ins eigene Knie
- 17 Gesellschaft Handarbeit und Geschlecht
- 18 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

20 Armut für alle

Die sozialistischen Regulierer übernehmen das Kommando. Die Liberalen sind verstummt.

22 «Die Blicke der Leute sind mein Motor»

Der neue Staatsrat Oskar Freysinger über Rilke, Balzac und die «revolutionäre Figur» Jesus Christus

24 Bundeshaus Schadensbericht aus dem Parlament

25 Kriminalität Paradies für Diebe und Räuber

26 Gentechnik: Segen für die Schweiz

Gentechnisch veränderte Pflanzen schonen die Umwelt und steigern den Ertrag

30 «Die Sparer haften zuletzt»

Pimco ist einer der weltweit grössten Vermögensverwalter

32 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 1. September 1944

33 GAV So teuer sind die Luxus-Verträge

34 «Ja, ich habe meine Meinung geändert»

Adolf Muschg, Christina Surer, Sepp Blatter u. v. a. m.

37 Sport Die Affäre der Formel-1-Piloten Vettel und Webber

38 Internationaler Schutzwall für Bern

Wie ernst sind die Drohgebärden der EU zu nehmen?

40 In der Oase des Friedens

Mit Hilfe der Kurden wäre der Bürgerkrieg in Syrien rasch entschieden – zugunsten der arabischen Rebellen

42 Der Mann, der Zara erfand

Amancio Ortega hat die Modebranche revolutioniert

44 Das neue Las Vegas

Das chinesische Macau ist die grösste Spielhölle der Welt

50 Laut, aber herzlich

Die St. Galler Frauenband Velvet Two Stripes



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



RAIFFEISEN

EFG  Financial Products

Ein neuer Stern am Anlagehimmel

Die Notenstein Privatbank emittiert neu eine breite Palette von Anlageprodukten. Mit Raiffeisen als Garantin und dem Dienstleister EFG Financial Products stehen wir für Expertise, Sicherheit und Servicequalität. Mehr unter www.notenstein-anlageprodukte.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



«Die ersten drei Tage sind oft nicht angenehm»: Fastenklinik-Leiter Wilhelmi. Seite 52

Interview

52 «Auf der Waage sind alle gleich»

Bei Raimund C. Wilhelmi verlieren Reiche und Prominente ihre Kilos. Ein Gespräch über falsche Ernährung, Glücksgefühle beim Hungern und Paparazzi

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Künstlerporträts von Bryan Adams

58 Bestseller

58 Zirkus Knie von seiner besten Seite

59 Klassik Bayreuth-Regent Christian Thielemann in Salzburg

59 Jazz Charles Lloyd, Jason Moran

60 Top 10

60 Kino «A Late Quartet»

61 Fernseh-Kritik «Reporter»

62 Namen Von Viktor Giacobbo bis Rolf Sachs

63 Hochzeit Allison Huang und Sage Michael

63 Thiel Einbruch

64 Wein Barbera d'Alba 2010

64 Die Besten Gestrafftes Erholprogramm

65 Auto Mercedes GLK 250 Bluetec 4Matic

65 Zu Tisch Lob des «Chüngels»

66 MvH trifft Alain Claude Sulzer, Schriftsteller

iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit
Download!

Erhältlich im
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

DIE WELTWOCH

Bis zu 81% Rabatt!

Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

Beim grossen Special der Verlage profitieren Sie gleich doppelt! Sie lesen Ihren Wunschtitel zum Vorzugspreis und gewinnen vielleicht schon bald eines von insgesamt fünf iPad mini. Wir wünschen Ihnen viel Glück!

Grosser Wettbewerb
5x 1e ein iPad mini,
16 GB, Wi-Fi + Cellular
– ohne SIM-Lock.



www.abo24.ch



58%
sparen

Wissen, was wichtig ist. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 48.–*



16%
sparen

Das überraschende Umwelt- und Wissensmagazin. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 23.70*



41%
sparen

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 25.50*



57%
sparen

Das Modemagazin für Schönheit und Kultur. 6 Ausgaben + 1x BoleroMen für nur Fr. 25.– statt Fr. 59.–*



41%
sparen

Das Magazin für Fitness und Ausdauersport. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 34.–*



47%
sparen

Unterhaltsam, spannend und nützlich. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.– statt Fr. 46.80*



33%
sparen

Geniessen mit Annemarie Wildeisen's KOCHEN. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–*



38%
sparen

Das Magazin für ganzheitliches Leben. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 32.–*



29%
sparen

Das Schweizer Computer-Magazin inklusive DVD. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.20*



32%
sparen

Tipps für den Umgang mit PC, Smartphone und Tablet. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40*



50%
sparen

Die meistgelesene Zeitschrift der Welt. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 19.90 statt Fr. 40.20*



32%
sparen

Das beliebte Kochmagazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 29.40*



64%
sparen

Die meistgelesene People-Zeitschrift der Schweiz. 11 Ausgaben + 3x SI Style für nur Fr. 25.– statt Fr. 70.40*



28%
sparen

Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.– statt Fr. 21.–*



39%
sparen

Das grösste Fashion- & Celebrity-Magazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 33.–*



81%
sparen

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. 30 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 105.–*



67%
sparen

Die Schweizer Zeitschrift für Tier und Natur. 12 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 60.–*



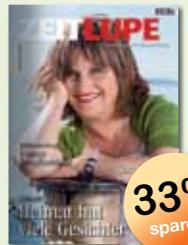
38%
sparen

Mehr Durchblick durch fundierte Recherche. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 32.50*



36%
sparen

Das Magazin für Mütter und Väter in der Schweiz. 4 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 31.20*



33%
sparen

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 30.–*

Ihr Profitier- und Gewinncoupon

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 81% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel um ein iPad mini teil!

Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Beobachter | <input type="checkbox"/> Reader's Digest Schweiz |
| <input type="checkbox"/> BeobachterNatur | <input type="checkbox"/> Saisonküche |
| <input type="checkbox"/> Bioterra | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte |
| <input type="checkbox"/> Bolero | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe |
| <input type="checkbox"/> FIT für LIFE | <input type="checkbox"/> SI Style |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> KOCHEN | <input type="checkbox"/> Tierwelt |
| <input type="checkbox"/> natürlich | <input type="checkbox"/> Weltwoche |
| <input type="checkbox"/> Online PC Magazin | <input type="checkbox"/> wir eltern |
| <input type="checkbox"/> PCtipp | <input type="checkbox"/> Zeitlupe |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen **10-Fr.-Gutschein** von (bitte nur ein Kreuz): Migros Orell Füssli

Vorname

Name

Strasse, Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich künftig abo24.ch oder die beteiligten Verlage via E-Mail über weitere interessante Angebote informieren.

Teilnahmebedingungen: Jeder Coupon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme kostenlos unter www.abo24.ch. Teilnahmeschluss ist der 16.12.2013. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Preise werden nicht bar ausgezahlt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.



Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch

2 Probeabos bestellen und Gutschein nach Wahl im Wert von Fr. 10.– erhalten!



Die Weltwoche jetzt auf ihrem Tablet

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig



Stilles Sterben

Von Peter Keller — Die Wiege des Christentums liegt im Orient. Mit der aggressiven Islamisierung droht den letzten Ur-Kirchen die Vernichtung. Bald ist Arabien «christenfrei».



Religiöse Säuberungswelle: Christus-Bild nach dem Anschlag auf eine Koptenkirche in Ägypten.

In einer Krippe in Bethlehem geboren, in Jerusalem am Kreuz gestorben: Die Lebensgeschichte Jesu zeigt, die Wiege des Christentums liegt im Orient. Von dort breitete sich der neue Glaube aus, grosse Kirchenheilige wie Augustinus und der Wüstenmönch Antonius stammten aus Nordafrika, der letzte ausser-europäische Papst, Gregor III., war Syrer. Während im vierten Jahrhundert am Konzil von Nicäa (heutige Türkei) gelehrte Debatten über das Wesen Gottes abgehalten wurden, hausten unsere Vorfahren in Lehmhütten und betrieben Ahnenkult.

Christen müssen gelben Turban tragen

Bis heute gibt es urkirchliche Gemeinschaften im arabischen Bogen, hauptsächlich koptische, äthiopische, assyrische, armenische und arabische Christen. Doch wer nicht zu Allah betet, hat in diesen Ländern einen schweren Stand. Es ist ein stilles Sterben im Gange. Der arabische Frühling, der mehr Fundamentalismus als Demokratie brachte, beschleunigt den Untergang der orientalischen Christen. Aus einer vormals multireligiösen Region wird ein muslimischer Block – während Europa sinnigerweise den umgekehrten Prozess erlebt: Durch muslimische Zuwanderung und Selbstauflösungserscheinungen im Innern verliert das «christliche Abendland» seinen geistigen Unterbau.

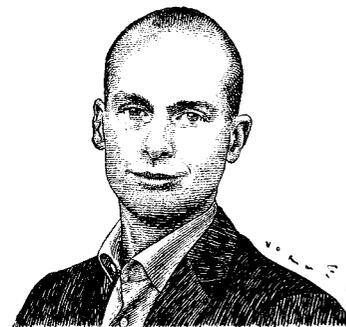
Der Rückgang der Christen im Vorderen Orient ist dramatisch. Beispielhaft ist die Entwicklung im Irak: Lebten dort bei der letzten Volkszählung 1987 noch 1,4 Millionen Christen, schrumpfte die Zahl auf knapp 400 000. Nach dem Sturz Saddam Husseins erlebte das Land einen Schub islamischer Gewalt gegen Christen und christliche Einrichtungen. Emil Nona, Erzbischof von Mossul, nennt als wichtigsten Grund für den Exodus den stärker gewordenen islamischen Fundamentalismus.

Der Druck auf die Urkirchen beginnt allerdings früh, schon zu Lebzeiten Mohammeds. In wenigen Jahrzehnten erobern Araber die christlichen Zentren Ägyptens, Syriens und Palästinas. Jerusalem fällt bereits im siebten Jahrhundert in muslimische Hand. Im Umgang mit den Christen spricht der Koran eine klare Sprache: Verweigerten sie die Konversion, seien sie bis zu ihrer vollständigen Unterwerfung zu bekämpfen.

Die Diskriminierung der Christen ist in einer Vielzahl von Texten und Verträgen belegt: So durften die heiligen Schriften und Texte über Jesus nicht laut gelesen, Kreuze nicht gezeigt werden (in Saudi-Arabien besteht heute noch ein Verbot, die christliche Religion öffentlich zu leben). Pferde waren den Muslimen vorbehalten, Christen mussten mit den wenig

»» Fortsetzung auf Seite 12

Mars, einfach



Bas Lansdorp, fliegender Holländer.

Auf dem Mars, halb so gross wie unsere Mutter Erde, ist unermesslich viel Platz, und die ersten Kolonisatoren will der niederländische Ingenieur Bas Lansdorp, 36, in zehn Jahren nach oben schicken. Die technischen Voraussetzungen für die Eroberung des verwitterten, verrosteten Roten Planeten, sagt Lansdorp, seien vorhanden, die Amerikaner betraten den Mond schon vor 44 Jahren. Die Konkurrenz lauert auch schon an den Start-rampen: Der Billigflieger Richard Branson lanciert Touristen-Tickets, und der Milliardär Elon Musk möchte 80 000 Siedler hinaufverfrachten, zum Kopfpriis von 500 000 Dollar. Lansdorp rechnet mit sechs Milliarden Dollar Anlauf- und Betriebskosten, und er hat eine bestechende Idee zur privaten Geldbeschaffung: Reality-TV. Die Welt soll zusehen, wie die Big-Brother-Astronauten, die er momentan mit einem Expertenteam vorselektioniert, in einem Trainingscamp geschlaucht werden für das Dasein in Kälte und Staub. Die Reisenden, vier an der Zahl, sollen vom Fernsehpublikum ausgewählt werden. Kameras übertragen Bilder aus der Weltraumkapsel, die Landung und den Entdeckeralltag bis zum Grabe, denn es handelt sich um eine *one-way*-Buchung, der Rückflug wäre, nach heutigem Stand, ausgeschlossen.

Der Plan zu «Mars One» kam Lansdorp, als er sich die Olympischen Spiele anschaute und ausrechnete, welche Summen für nur zweieinhalb Wochen Spektakel angehäuft wurden. Und das riesige Interesse für den Fallschirmspringer Felix Baumgartner, der im freien Fall die Schallgrenze durchbrach, bestätigte ihm, dass die letzten menschlichen Abenteuer im All stattfinden. Lansdorp hat als Pionier eine Windenergiefirma aufgebaut und mit schönem Gewinn verkauft. Er selber möchte sich lieber nicht auf den Mars schiessen lassen, sagt er, er sei frisch verliebt und seiner Partnerin fehle der Mut. Wahrscheinlich gilt aber auch für ihn das Gesetz Wernher von Brauns, des Vaters der Mondlandung, der sagte, das grösste Problem der Weltraumforschung sei nicht die Überwindung der Schwerkraft, sondern der Papierkrieg.

Peter Hartmann

prestigeträchtigen Mauleseln vorlieb nehmen und durften zum Reiten nur hölzerne, keine ledernen Sättel benutzen. Dazu kamen Vorschriften zur Kleiderordnung: Christen konnten verpflichtet werden, ein honiggelbes Kopftuch oder einen gelben Turban zu tragen, ihre Frauen hatten sich mit einem gelben Schleier zu verdecken. Unter den Nazis mussten die Juden einen gelben Davidstern tragen.

Bürger zweiter Klasse

Zwischen 1948 und 1970 ist fast eine Million Juden aus arabischen Ländern vertrieben worden. Heute ist die Welt zwischen Marokko und dem Iran praktisch «judenfrei». Nach der Gründung des Staates Israel war es selbst für jüdische Gemeinschaften im Irak, die bis in die babylonische Zeit um 500 vor Christus zurückreichten, nicht mehr möglich, in ihren islamisch dominierten Heimatländern zu leben. Nach religiös motivierten Pogromen flog Israel zwischen 1949 und 1950 rund 50 000 Menschen aus dem Jemen aus.

Jetzt ist die zweite religiöse Säuberungswelle im Gange. Etwas weniger spektakulär, aber nicht minder effizient. In der Türkei sank der Anteil der Christen an der Bevölkerung von 22 Prozent im Jahr 1900 auf 0,21 Prozent im Jahr 2010. Dazwischen liegt ein verdrängter und verleugneter Völkermord an den armenischen Christen mit Hunderttausenden von Opfern. Noch heute schränkt der EU-Beitrittskandidat die Religionsfreiheit ein und untersagt die Ausbildung von Priesternachwuchs.

Im gleichen Zeitraum sank der Anteil der Christen in Ägypten von zwanzig auf sieben Prozent. Mit der Machtübernahme durch die Muslimbrüder hat sich ihre Situation nochmals verschlechtert. Schon bisher waren die Kopten allein durch ihre konfessionelle Zugehörigkeit Bürger zweiter Klasse, denen beispielsweise der Zugang zu hohen Ämtern in der Regierung, in der Diplomatie und im Militär verwehrt ist.

Ähnlich ist die Lage in Syrien: Um 1900 zählte das Land noch dreissig Prozent Christen, heute sind es zehn Prozent. Ihnen droht ein ähnliches Schicksal wie ihren Glaubensbrüdern im Irak. «Die religiösen Minderheiten geraten mehr und mehr zwischen die Fronten einzelner sich bekämpfender islamischer Gruppierungen (wie etwa im Irak) sowie zwischen die Mühlsteine säkularer beziehungsweise modernistisch ausgerichteter und islamistischer Kräfte (wie in Ägypten), die nicht selten von Saudi-Arabien [...] unterstützt werden», so die Islamwissenschaftlerin Christine Schirrmacher.

Und Europa? Während in den arabischen Hinterhöfen die Christen verfolgt und vertrieben werden, diskutiert die hiesige Intelligenz über die Homo-Ehe und das Frauenpriestertum als dringendste Reformprojekte für den neuen Papst. Frohe Ostern.

Kommentar

Die Arroganz der Macht

Von Alex Baur — Der Bundesrat befürchtet, die Volkswahl würde ihn beim Regieren stören. Genau das wäre aber dringend nötig. Das Volk ist nicht so dumm, wie viele Politiker meinen.

Die Initiative würde die Mitglieder des Bundesrates in einen Dauerwahlkampf treiben», warnt Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) im Hinblick auf den Urnengang vom 9. Juni über die Volkswahl der Landesregierung. Denn anders als bei den Kantonen, so argumentiert sie, wo die Regierenden schon lange und völlig problemlos vom Souverän bestimmt werden, müsste auf nationaler Ebene viel «Zeit und Energie» in den Wahlkampf investiert werden. Der Bundesrat hätte dann weniger Zeit und Energie für «Sachpolitik, politische Führungsarbeit und die parteiübergreifende Suche nach Lösungen».

Diese Argumentation ist nicht nur leicht zu widerlegen, sie zeugt auch von einem bedenklichen Staatsverständnis. Nicht zuletzt dank dem SRG-Monopol sind die Exponenten der Politik auf nationaler Ebene dem Volk meist besser vertraut als die regionalen Grössen. Die Schweiz hat mehr Routine in nationalen Urnengängen und Abstimmungskämpfen als jedes andere Land der Welt. Es ist auch nicht einsehbar, warum die Schweizer, die über komplexe Sachfragen entscheiden, nicht in der Lage sein sollten, ihre eigene Regierung zu wählen. Dass sich Regierende einem Wahlkampf stellen und abgewählt werden können, sollte eine Selbstverständlichkeit sein (man nennt es Demokratie). Und man muss sich fra-

gen, was Politiker, die des Politisierens müde sind, in der Politik verloren haben.

Bereits in seiner Botschaft zur Initiative schwante dem Bundesrat, er würde bei einer Volkswahl «nicht mehr über der Politik stehen». Ob sich hinter dieser Selbsteinschätzung bloss Wunschdenken und Verblendung oder doch eher Zynismus versteckt, sei dahingestellt. Tatsache ist, dass die Wahl des Bundesrates in den letzten Jahrzehnten von parteitaktischen Ränken und Ranküne geprägt war, die mit Sachfragen, herausragenden Persönlichkeiten oder gar mit einem übergeordneten Landesinteresse nichts, aber auch gar nichts zu tun hatten. Diese Misere gab denn auch den Anlass zur Volkswahl-Initiative.

Hohe Legitimation der Gewählten

Dass die herrschende Mehrheit einen Systemwechsel ablehnt, liegt auf der Hand. Das war schon 1900 so, als die Katholiken die Volkswahl forderten, und 1942, als die Sozialisten das Anliegen erneut lancierten (allerdings waren beide Initiativen mit Forderungen verbunden, welche diese zum Scheitern verurteilten). Erstaunlich ist schon eher, dass der Bundesrat das Volksbegehren ablehnt, das – in diesem Punkt sind sich alle einig – seine Position stärken würde. Denn eine Volkswahl ist nicht bloss mühselige Arbeit, sie verschafft den Gewählten eine hohe Legitimation. Doch die Bundesräte ziehen es vor, nach der Pfeife von Partei- und Fraktionsvorsitzenden zu tanzen, die unter sich klammheimlich Direktiven ausbaldowern und über ihr Schicksal entscheiden.

Genau hier liegt das gewichtigste Argument, das für die Initiative spricht: Die heutige Regelung verstösst gegen das Prinzip der Gewaltentrennung. Die Gründerväter der modernen Schweiz waren sich dieses Makels bewusst. Nur knapp (10 zu 9 Stimmen) lehnte die Verfassungskommission 1848 die Volkswahl des Bundesrates ab. Allerdings ging es damals vor allem darum, die Interessen der Stände, welche das Parlament kontrollierten, über die nationale Politik zu stellen, welche der Bundesrat verkörperte. Doch die Politik und das Land haben sich seither entwickelt, vieles wird heute in Bern entschieden, ob es uns gefällt oder nicht. Eine glaubwürdige, vom gesamten Souverän gewählte Regierung könnte heute eine Klammerfunktion einnehmen, die gerade in unsicheren Zeiten bisweilen fehlt. Ein Bundesrat, der für sich beansprucht, die Interessen des ganzen Landes zu vertreten, soll sich auch im ganzen Land zur Wahl stellen.



«Dauerwahlkampf»: Bundesrätin Sommaruga.

Personenkontrolle

Widmer-Schlumpf, Landolt, Tuor, Ambühl, Rossier, Alleva, Moeckli, Wenger

Entweder lügt Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) oder BDP-Präsident und UBS-Lobbyist **Martin Landolt**. Vor zwei Wochen verkündete Bankenausläufer Landolt, das Modell einer Abgeltungssteuer zur Lösung der Schwarzgeldproblematik sei tot. Die von der BDP im Parlament per Interpellation anhängig gemachte Kehrtwendung hin zum automatischen Informationsaustausch sei mit der parteieigenen Bundesrätin abgesprochen worden. Laut **Mario Tuor**, Sprecher des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen (SIF), hat Widmer-Schlumpf intern diese BDP-Vereinbarung über den Richtungswechsel jedoch de-



Widersprüche: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

mentiert. Allerdings hatte sie selbst bereits signalisiert, den Informationsaustausch zu favorisieren. Trotz der widmer-schlumpfschen Widersprüche verhandelt SIF-Chef **Michael Ambühl** mit den Griechen tapfer über ein Abgeltungsabkommen. Italien, der zweite interessierte Staat, ist zurzeit nicht in der Lage, eine Delegation zu stellen. (upe)

Heikel werde es, meinen Beobachter in Bern, wenn EDA-Staatssekretär **Yves Rossier** internationale Unterhandlungen führt. Die Besorgnis hat den ersten Grund im nachgiebigen Wesen des Welschen, der nach eigenen Angaben auf *Tagi* online jeder «Konfrontation» aus dem Weg geht und stets die «Kooperation» sucht, was viele mit «Kapitulation» gleichsetzen. Die andere Befürchtung geht dahin, dass Kettenraucher Rossier, den man auf der Strasse kaum ohne Zigarette sieht, nicht fähig sei, längere Gesprächsrunden ohne Nikotinzufuhr zu überstehen, und so zu raschen Einigungen neige. (upe)

Die «AHV Plus»-Initiative ist der neue Goldesel, den Gewerkschaften und Linke durch das Land treiben. Eine um zehn Prozent höhere AHV-Rente fordert das Volksbegehren. Die Urheber appellieren unverfroren an die niederen



Kein Problem: Gewerkschafterin Alleva.

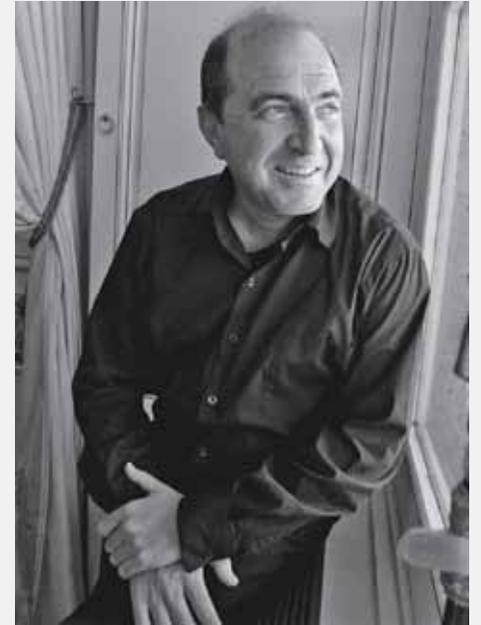
Instinkte des Volks. **Vania Alleva**, Co-Präsidentin der Gewerkschaft Unia, hält die Finanzierung für kein Problem, «schliesslich gibt es in der Schweiz 320 000 Millionäre». Um genug Unterschriften zusammenzubekommen, muss die Unia dennoch auf ein Zückerchen zurückgreifen: Unter den Mitgliedern des «100er-Clubs», die mehr als hundert Unterschriften sammeln, wird ein Wochenende für zwei Personen in einem Unia-Hotel nach Wahl verlost. Wir empfehlen einen Aufenthalt im Viersternehotel «Freienhof» in Thun, zwecks Abbaus von Vorurteilen. Bei Zimmerpreisen von bis zu 530 Franken pro Nacht ist eine Begegnung mit dem Klassenfeind fast sicher. (cal)

In den einen Branchenregistern findet man die streitbare Thurgauer Psychiaterin Dr. med. **Regina Moeckli** unter einer Adresse in Schlatt TG, wo sie zusammen mit dem PädO-Aktivist **Peter Zimmermann** (legt Wert auf die Feststellung, dass er Päderast, aber nicht pädophil sei) das Zentrum Zeme (Ort für integrales Leben, Lebenskunst und Miteinander) betreibt. In andern Verzeichnissen findet man Moeckli in Andelfingen ZH. Betreibt sie ihre Praxis etwa als eine Art Briefkastenfirma, wie man in ihrer Nachbarschaft argwöhnt? Hat sie sich freiwillig aus dem Thurgau zurückgezogen? Der Thurgauer Kantonsarzt **Mathias Wenger** verweigerte jede Stellungnahme: «Datenschutz!» Auf den Einwand, die Leute müssten doch wissen, ob ein Arzt zugelassen sei, erwiderte er: «Das kann man in einem Register einsehen.» Und wo bitte ist dieses Register? – Wenger: «Das Register ist nicht öffentlich einsehbar.» Alles klar. Leider war Moeckli selber für eine klärende Stellungnahme nicht zu erreichen. (axb)



«Ort für Lebenskunst»: Päderast Zimmermann.

Nachruf



Mehrere Prozesse: Oligarch Beresowski.

Boris Beresowski (1946–2013) — Das soll ihm einmal einer nachmachen: Weniger als ein Dezennium hat er gebraucht, um vom Mathematikprofessor mit einem Monatseinkommen von umgerechnet siebzig Franken zu einem der reichsten Männer aufzusteigen. Aus edlen Bruchstücken des implodierten Sowjetreichs baute er sich in den neunziger Jahren mit cleveren Schachzügen ein privates Vermögen auf, das von Forbes im Jahre 1997 auf drei Milliarden Dollar geschätzt wurde. Boris Beresowski setzte nicht so sehr auf die Marktwirtschaft, an die zu glauben er vorgab, sondern vor allem auf politische Kontakte. Er half Boris Jelzin, Präsident Russlands zu werden, und als Wladimir Putin kandidierte, lancierte Beresowski mit Hilfe seines Fernsehsenders eine giftige Kampagne gegen Putins Gegner. Die Wahl seines Favoriten wurde ihm aber zum Verhängnis. Putin distanzierte sich von seinem Gönner: Mit einem vom Volk gehassten Oligarchen wollte er nichts mehr zu tun haben.

Beresowski flüchtete aus Russland. Er kaufte sich knapp vierzig Kilometer vor London ein Anwesen und führte anfänglich ein grandioses Leben. Doch dann begann der Abstieg. Mehrere Prozesse, die ein ehemaliger Geschäftsfreund, seine Ex-Frauen und seine Lebenspartnerin gegen ihn angestrengt hatten, brachten ihn an den Rand des Ruins. Um sich 70 000 Franken zu besorgen, wollte er letzte Woche sogar eines seiner Lenin-Porträts von Andy Warhol verkaufen. Doch dazu kam es nicht. Sein Leibwächter fand seine Leiche im Badezimmer. Tod durch Strangulieren, heisst es im Polizeibericht. *Pierre Heumann*

Endstation Ebay

Von Henryk M. Broder — Eine neue Kampagne als «Zeichen gegen Rassismus».



Unter den Millionen von Artikeln, die derzeit auf Ebay angeboten werden, findet man auch einen zwanzig Jahre alten Button mit der Aufschrift: «Wir sind alle Ausländer!» Er soll einen Euro kosten. Das ist alles, was von einer Kampagne der Lufthansa gegen Ausländerfeindlichkeit übriggeblieben ist. Damals waren es vor allem deutsche Promis aus Politik, Film, Fernsehen und dem Showbusiness, die sich mit Ausländern solidarisieren wollten.

Zwanzig Jahre später scheint sich an der Lage der «Ausländer» in Deutschland nichts geändert zu haben, an der Geistesverfassung derjenigen, die zum Schutz der Ausländer antreten, ebenfalls nicht. Eine Bürgerinitiative mit dem programmatischen Namen «Gesicht zeigen!» – was sonst? – hat eine Werbekampagne gegen den alltäglichen Rassismus in Deutschland gestartet. Mit Promis aus Politik, Film, Fernsehen und dem Showbusiness.

Der Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit ist mit von der Partie, er sagt: «Ich bin Migrant, wenn du was gegen Migranten hast!» Ulrich Wickert bekennt: «Ich bin Jude, wenn du was gegen Juden hast!» Andere Promis outen sich als «Türken», «Schwarze», «Muslime» und «Schwule», immer mit dem Zusatz: «Wenn du was gegen... hast!»

Das klingt ehrenwert, geradezu mutig. Wir sind alle Migranten! Dazu schwul, jüdisch, muslimisch und türkisch. So wie man sich im Karneval als Darth Vader, Barbie und Elvis Presley verkleiden kann, so kann man als Promi so tun, als wäre man kurz ein anderer, um «ein Zeichen gegen den Rassismus zu setzen», wie es in der dazugehörigen Presseerklärung heisst.

Aber es ist eben nur ein wohlfeiles «Zeichen» – und nicht einmal das. Keiner der Freiwilligen bei dieser Aktion bringt eine persönliche Erfahrung in «seinem» Fach mit, keiner hat eine Ahnung, was es bedeutet, Migrant, Muslim, Jude, schwul oder türkisch zu sein. Sie feiern eine Kostümparty auf dem Rücken derjenigen, die es wirklich sind – zum Nulltarif und ohne jedes Risiko, dafür gehalten zu werden, was zu sein sie vorgeben.

Ausserdem fehlt da was. Die Aussage: «Ich bin Deutscher, wenn du was gegen Deutsche hast!» Als «Zeichen» gegen die Inländerfeindlichkeit.

Macht nichts, in zwanzig Jahren wird man die Poster auf Ebay kaufen können.

Zwei Dummheiten am Tag

Von Silvio Borner — Hin und wieder gibt der Nationalrat planwirtschaftlichen Instinkten nach. Dieses Mal trifft es die Fleisshesser und die Mieter.

Wenn die eidgenössischen Räte tagen, könnte man täglich eine kritische Kolumne verfassen. Manchmal produziert der Nationalrat zwei ökonomische Dummheiten an einem einzigen Tag. Da wäre zuerst der Rückfall bei den Fleischimporten in das alte System, das schönfärberisch als «Leistungsprinzip» bezeichnet wird.

Um die Problematik zu verstehen, muss man etwas ausholen: Nehmen wir an, der Schweizer Fleischmarkt sei total abgeschottet. Alles Fleisch würde im Inland produziert, der Preis wäre sehr hoch und die abgesetzte Menge sehr klein. Mit Importen gibt es nichts zu verdienen, weil es gar keine gibt. Betrachten wir den entgegengesetzten Extremfall einer totalen Öffnung des Fleischmarkts (Freihandel). Jetzt würde alles Fleisch zum tiefen Weltmarktpreis importiert. Die zu diesem tieferen Preis abgesetzte Menge ist sehr gross, die inländischen Produzenten sind aber nicht mehr konkurrenzfähig und verschwinden. Auch in dieser Lage lässt sich mit Importen nichts verdienen, weil ja jedermann importieren kann und sich der Preis dem Weltmarktpreis angleicht.

Die Schweizer Realität liegt zwischen diesen Extremen und heisst Import-Kontingentierung. Der Preis in der Schweiz wird etwa doppelt so hoch angesetzt wie im Ausland. Dies erlaubt landwirtschaftliche Produktion im Inland. Die Schweizer Anbieter können jedoch bei diesem Preis, der zwischen den beiden Extrempreisen liegt, nicht die gesamte Nachfrage decken. Also muss eine genau bemessene Menge an Importen zugelassen werden. Der Staat muss nun diese Importmenge auf ganz bestimmte Importeure aufteilen. Damit macht man diesen ein Geschenk, denn sie können nun im Rahmen ihres Kontingents auf dem Weltmarkt billig einkaufen und in der Schweiz doppelt so teuer verkaufen. Die Fleischerzeuger haben davon nichts. Die ganze unverdiente Kontingentsrente bleibt in den Taschen der Grossmetzgereien, also der genossenschaftlichen Grossverteiler.

Das frühere «Leistungsprinzip» teilte die Importquoten nach einem unsäglich bürokratischen, ungerechten Mechanismus auf Basis des im Inland geschlachteten Viehs zu. Es war ein Fortschritt, als dieses vor ein paar Jahren durch ein marktwirtschaftliches Auktionsverfahren abgelöst wurde. Versteigert wird das Recht,

eine bestimmte Menge Fleisch zu importieren. Dabei führt der Wettbewerb um die Kontingente dazu, dass die Kontingentsrente verschwindet. Das Kontingent bekommt einen Marktpreis, und der Auktionserlös kommt dem Steuerzahler und der Allgemeinheit zugute.

Verschwendung von Ressourcen

Warum kehrt also der Nationalrat zum «Leistungsprinzip» zurück? Weil er dem Märchen aufgefressen ist, dass die Versteigerungen als zusätzliche Kosten das Fleisch verteuern. Das ist Unsinn. Die Auktion schöpft nur die Kontingentsrente ab. Mit den vermeintlich kostenlosen Kontingenten unter dem Leistungsprinzip gibt es nämlich auch einen Handel: Der lokale Schlachter, der kein Fleisch importieren will, verkauft sein Kontingent an einen Händler weiter.

Politische Versuche, dies zu verbieten, werden erfolglos sein. Vor Jahrzehnten hatten wir genau diese Situation beim Import von Weisswein. Denner als Neueinsteiger hatte viel zu wenig Kontingente, aber der Kauf und Verkauf war verboten. Denner-Chef Schweri und ein ihn beratender junger Professor fanden aber eine clevere Lösung: Das Unternehmen «mietete» die Importkontingente gegen ein Entgelt und umging damit legal das Verbot.



Die zweite Dummheit ist schnell erzählt. Wer privat Strom aus alternativen Energiequellen ins Netz einspeist, bekommt Geld dafür. Der Nationalrat will diese sogenannte kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) verdreifachen. Dabei ist die KEV nichts anderes als eine Subvention für wohlhabende Hausbesitzer: Wenn die Installation von Fotovoltaik wirtschaftlich wäre, dann würde sie ein privater Investor mit oder ohne KEV tätigen. Wird sie hingegen erst durch die KEV rentabel, dann handelt es sich um eine Verschwendung von Ressourcen zu Lasten vor allem der Wohnungsmieter.

Die sowieso schon bevorzugten stromintensiven Industrien lässt man wohlweislich von der Angel. Nach dem Willen des Parlaments muss ein Unternehmen keine Beiträge an die KEV bezahlen, wenn seine Stromkosten 10 Prozent oder mehr an den Gesamtkosten ausmachen. Was wird wohl ein Unternehmen tun, bei dem der Anteil des Stroms an den Gesamtkosten 9,5 Prozent beträgt? Mehr Strom «verbrennen», natürlich!

Zypriotisches Wetterleuchten

Von Hansrudolf Kamer — Auch Zypern wird «gerettet». Doch die levantinische Sonneninsel ist ein Sonderfall, kein Muster, wie sich die Euro-Zone aus der Krise befreien könnte.



Am Anfang war die Hybris. Der griechische Teil der Insel hätte nie als «Republik Zypern» in die EU aufgenommen werden sollen. Man kann nicht der Türkei die Aufnahme verweigern und glauben, die

alleinige Mitgliedschaft Griechisch-Zyperns werde zur Überwindung der Spaltung führen.

Das war damals ein politischer Ansatz. Mangel an strategischem Denken prägt die EU aber seit langem. Es waren im Übrigen die Griechischzyprioten, die den Einigungsplan der Uno verwarfen, während die Türkischzyprioten ihn annahmten. Die EU-Mitgliedschaft des Südens wurde sogar zum Hinderungsgrund für eine Vereinigung, da sie als überflüssig betrachtet wurde.

Als EU-Mitglied benutzten die Griechischzyprioten die europäischen Institutionen gegen die Türken und brachten die Russen mit ins Spiel. Auch war es nicht ein Kommunikationsfehler, der das erste Paket mit der Belastung der Kleinsparer scheitern liess, sondern ein Versuch, das alte Spiel weiterzuspielen.

Zypern war keine *quantité négligeable*. Es bewies erneut, dass weder in Brüssel noch in den Mitgliedstaaten klare Vorstellungen darüber herrschen, wie man aus dem Schlammel herauskommen kann. Die «Rettung» Zyperns im zweiten Anlauf, die Abwendung der Staatspleite, der neue, marktwirtschaftlichere Ansatz wurde möglich, weil es sich um einen Sonderfall handelt.

Russen werden zur Kasse gebeten, nicht Deutsche oder Franzosen. Nicht in erster Linie die Superreichen – diese haben wohl ihr Geld rechtzeitig ins Trockene gebracht. Sondern jene Russen, die ihre Anlagen in Zypern sicherer wähten als im eigenen Land, wo Wladimir Putin Recht setzt.

Betroffen sind auch Briten, jene, die von London nicht entschädigt werden. Die britische Regierung korrigierte rasch ihren ursprünglichen Standpunkt, Zypern sei ein exklusives Problem der Euro-Zone. Nun beteiligt sich die Regierung Cameron via Zypern an der «Rettung» des Euro.

Moskau verzichtete dagegen in der ersten Runde. Russlands starker Mann kam relativ schnell zur Erkenntnis, dass trotz Krise und

Schwierigkeiten, trotz deutschem Wahlkampf und europäischem Dilettantismus beim Krisenmanagement eine geopolitische Gewichtsverlagerung zugunsten Russlands nicht drinlag. Auch die russische Wirtschaft ist nicht so stabil und Putins eigene Stellung zu wenig gefestigt, als dass er grosse Experimente wagen könnte.

Mit Zypern erreichte die Euro-Krise eine neue Eskalationsstufe. Sie zeigte einmal mehr, dass niemand Solidaritätsgefühle gegenüber einem Europa hegt, das Wohlstand verspricht und dann plötzlich Disziplin befiehlt, wenn die Schuldenwirtschaft nicht mehr zu kaschieren ist.

Merkels Ansehen ist angekratzt

Kapitalverkehrskontrollen setzen eine Grundfreiheit des europäischen Binnenmarktes ausser Kraft. Sie spalten die Euro-Zone. Nach dem Bruch der Euro-Verträge, dem einst gebannten Kauf staatlicher Anleihen ohne Begrenzung, der finanziellen Repression durch erzwungene Niedrigzinsen bei gleichzeitiger Teuerung, nach dem missglückten Raubzug auf Kleinsparer hat die EU ihren Charakter verändert. Auch der Comecon hiess bekanntlich «Rat für gegenseitigen wirtschaftlichen Beistand».

Den Europäer gibt es nicht, er ist ein Konstrukt für das politische Drama. Die Deutschen wollen nicht für das finanzielle Larifari

der Griechen und das gescheiterte Geschäftsmodell der Zyprioten geradestehen. Diese nehmen nicht gerne Befehle und Ermahnungen aus Berlin entgegen, selbst wenn sie «gerettet» werden. Sie fühlen sich keineswegs belehrungsbedürftig oder gar unterlegen.

Mit völligem Unverständnis reagiert Berlin, wenn der unsolide Süden das Nazi-Klischee auspackt und Angela Merkel ein Schnurrbärtchen anmalt. Das ist Ausdruck der Ohnmacht, aber auch der Resistenz gegen das «Mehr-Europa», das erzwungen werden soll. Der Euro, der den Kontinent zusammenschmieden sollte, bewirkt das Gegenteil.

Während der Zypern-Krise lief im Zweiten Deutschen Fernsehen der Dreiteiler über den Zweiten Weltkrieg. Beabsichtigt war, eine neue Generation mit dem Geschehenen vertraut zu machen – «Unsere Mütter, unsere Väter» sollte Empathie wecken. Der Film reflektierte das deutsche Selbstverständnis – die Opferrolle –, die sich in den letzten Jahren formiert hat. Genau diese weichgespülte Erinnerungskultur verbaut eine realistische Einschätzung der Gefühle, die Euro-Rettungsversuche bei den Heilsempfängern auslösen.

In Deutschland ist das Ansehen Angela Merkels als eiserne Kanzlerin, die mit deutschem Geld verantwortungsbewusst umgeht, angekratzt. Den Deutschen wird das Ungeheuerliche immer klarer, dass auch Staatsgarantien nicht absolute Sicherheit verkörpern. Der Angriff der rot-grünen Opposition, die aus Zypern ein Versagen der Regierung basteln wollte, prallte zwar wirkungslos ab.

Doch die Verunsicherung ist greifbar, die Stimmung labil. Das zypriotische Wetterleuchten regt zum Denken an – auch anderswo in Europa.



Neue Eskalationsstufe: Parade zur Unabhängigkeit im zypriotischen Nikosia.

EU-Familie überfällt Nachbarn

Von Christoph Mörgeli

Hannes Nussbaumer, Inlandredaktor beim *Tages-Anzeiger*, liest sich sonst so spannend wie das sozialdemokratische Parteiprogramm. Doch für einmal hat sich der Durchschnittschreiber etwas Überdurchschnittliches einfallen lassen. Galt es doch, im europhilen *Tagi* das EU-Zypern-Debakel schönzuschreiben. Darum verfiel Nussbaumer auf das Bild einer Familie: «We are one family.» Allerliebste. Die EU sei eine «familiäre Gemeinschaft». Und: «In der Krise liegt ein Potenzial.» Die Krise mache vielleicht aus der «Zwangs- eine Herzensfamilie». Einfach herzlich.

Die reale EU-Familie zeigt sich erheblich trister als in solch süsslicher Operetten-Beleuchtung. Mama Merkel und Papa Schäuble befahlen dem verschwenderischen Kind auf der Mittelmeerinsel, wie es die Pleite abwenden muss. Dabei waren die Eltern völlig überumpelt. Denn sie kümmerten sich um andere unfolgsame, verwöhnte Kinder am Mittelmeer und hatten vom bunten Treiben ihres ärgsten Sprösslings keine Ahnung. Schliesslich war es ihnen wichtiger, dem kleinen Nachbarn im Hochparterre der Alpen mit der Kavallerie zu drohen und dessen Finanzverhältnissen nachzuspüren. Weil man aber doch immerhin eine Familiengemeinschaft ist, beschloss der Familienrat, einen ahnungslosen grossen Nachbarn zu überfallen und ihm die Brieftasche zu leeren. Aber nur teilweise. Die Familie ist schliesslich eine kultivierte Wertegemeinschaft.

Nun die Geschichte bei Tageslicht und ohne Familienidyll: Die Brüsseler EU-Bürokratie hat trotz Zehntausenden von Beamten angesichts der griechischen Tragödie nicht gemerkt, dass auch das EU-Land Zypern im griechischen Fahrwasser unterging. Während die EU-Nachbarn und vor allem Deutschland das Nichtmitglied Schweiz wegen dessen Finanzplatz schikanierten, schnallten sie zu spät, was im aufgeblasenen Offshore-Platz Zypern abging. Einmal mehr diktierte allein Deutschland das Handeln. Die übrigen EU-Staaten sassen auf den Zuschauerrängen.

Bei der gemeinsam beschlossenen Räuberei schonte man die Kleinsparer in Zypern. Dafür plünderte man die Grosssparer aus Russland. Der mächtige Putin im mächtigen Kreml wird diese Willkür der europäischen Gemeinschaft irgendwann zurückzahlen. Jedenfalls sehen sich die Zyprioten wirtschaftlich um fünfzehn Jahre zurückgeworfen. Dank dem rührenden EU-Familiensinn.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die Zitrone ist falsch gepresst

Von Peter Bodenmann — Wann lernen Angela Merkel und Peer Steinbrück, wie man mit Zypern umgehen muss?



Politischer Einheitsbrei: Kanzlerin Merkel, Kandidat Steinbrück.

Die Deutschen sind ein Volk von Mietern. Und nicht von Eigentümern ihrer Wohnungen. Deshalb hat der durchschnittliche Deutsche weniger Vermögen als der durchschnittliche Franzose oder Spanier. Zumindest statistisch.

Trotzdem drückt Deutschland die südlichen Länder der Euro-Zone an die Wand: weil es die Löhne und Renten real gesenkt hat und deshalb mit den tiefsten Lohnstückkosten produziert. Die Deutschen leben unter ihren Verhältnissen.

So kann eine Währungsunion nicht funktionieren. Sie braucht eine gemeinsam abgestimmte Lohnpolitik aller Euro-Länder, kombiniert mit einem Finanzausgleich zwischen denselben. Niemand darf den Deutschen diese Wahrheit sagen – nicht einmal die Linke.

Kleine Sparer und grosse Anleger

Angela Merkel und Peer Steinbrück sind die Lungenflügel des gleichen politischen Einheitsbreis. Beiden fehlt der für das Regieren notwendige volkswirtschaftliche Sachverstand. Sie lernen nur aus den Fehlern, die sie laufend begehen.

Dies belegt nichts besser als die Zypern-Krise. Zypern ist – wie die Schweiz – ein Steuerhinterzieher-Paradies. Ein kleines zwar – auf allen Banken zusammen liegt nur so viel Geld, wie die Schweizer Nationalbank einst zur Ret-

tung der UBS einsetzte. Es gibt auf dieser Insel der Zitronen kleine Sparer und grosse Anleger.

Zuerst wollte die Troika – ferngesteuert aus Berlin – allen Einlegern eine Sondersteuer von neun Prozent aufs Auge drücken. In Zypern drohte ein Volksaufstand. Unter dem Druck der Zyprioten wurde das Projekt total überarbeitet. Resultat: Sparer mit Bankeinlagen unter 120 000 Franken müssen neu keinen Beitrag zur Sanierung der Finanzen Zyperns leisten. Damit sind 99 Prozent der Bevölkerung vorerst aus dem Schneider. Die Laiki Bank wird zerschlagen. Die Bank of Cyprus gerettet. Auf Vermögen von über 120 000 Franken müssen hier absehbar bis zu 50 Prozent Sondersteuer bezahlt werden.

Bei einem grossen Teil dieser Einlagen handelt es sich um nicht versteuertes russisches Schwarzgeld. Dieses wird nun zwangsnachversteuert. Die Oligarchen müssen einen Abschreiber machen. Putin hat zu lange gepokert.

Zypern hatte einen zu grossen Finanzsektor – wie die Schweiz. Dieser wird brutal schrumpfen. Viele Arbeitsplätze werden verlorengehen. Die Insel verfügt über grosse Potenziale. Nicht nur touristisch, sondern auch bei den Bodenschätzen. Hier müsste jetzt nach der Trockenlegung des Steuerparadieses investiert werden.

Wann merken das Merkel und Steinbrück?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schuss ins eigene Knie

Von Kurt W. Zimmermann — Den Medienunternehmen geht es nicht gut, weil es den anderen Unternehmen gutgeht.

Der Wetterbericht der Medienbranche kommt jeweils von der Werdstrasse 21 in Zürich. Dort liegt der Firmensitz von Tamedia. Tamedia ist mit einem Umsatz von über einer Milliarde Franken der grösste Verlag im Schweizer Markt.

Im letzten Jahr ging der Umsatz von Tamedia um 6 Prozent, der Gewinn gar um 21 Prozent zurück. Auch bei der benachbarten NZZ-Gruppe sind die Zahlen nicht schön. Der Grund ist der Einbruch bei den Werbeeinnahmen.

Erstaunlich daran ist, dass Tamedia und NZZ fast nur in der Schweiz tätig sind. Die Schweiz zeichnet sich derzeit durch eine «robuste Binnenkonjunktur» aus, wie die Experten sagen. Will heissen, Binnenunternehmen ohne Export- und Währungsrisiko verdienen hier prächtig Geld. Beispiele für diesen florierenden Binnenmarkt sind etwa Coop oder die Post.

Warum also haben Verlage bei diesem sicheren Heimspiel dermassen Mühe?

Der wesentliche Grund liegt in der wachsenden Aggressivität in unserer Unternehmenswelt. Wir sind inzwischen fast wie die USA. Wer den Gewinn des Vorjahres nicht steigert, ist untendurch. Die Aktionäre, der Verwaltungsrat und auch das Management selbst machen dauernden Druck – auf Erhöhung des Profits.

Die Medien sind in dieser Druckkammer oft noch aggressiver als die Unternehmen selbst. Wirtschaftsjournalisten heulen geschlossen auf, wenn sich ein Firmenchef die bodenlose Frechheit erlaubt, einen Gewinnrückgang zu vermelden. Sie heulen in diesem Fall sogar bei nicht börsenkotierten Unternehmen wie der Migros und den SBB auf.

Was passiert nun in diesem aufgeheizten Klima? Es passiert zweierlei.

Zuerst einmal senken die Unternehmen ihre Marketingbudgets Jahr für Jahr. Das Marketingbudget ist ihr grösster variabler Kostenblock. Es lässt sich von allen Kostenblöcken am schnellsten reduzieren. Die Reduktion schlägt sofort und effizient auf die Gewinnzahlen durch. Für die Verlage bleibt damit weniger Geld für Werbung, auch in konjunkturell guten Phasen.

Als Zweites schichten die Unternehmen ihre verbleibenden Marketingmittel um. Sie verzichten zuerst auf die sogenannte Imagewerbung, die hübschen Inserate in Zeitungen und Zeitschriften. Stattdessen investieren sie ihre Mittel in direkte, messbare Verkaufsförderung, etwa ins Direct Marketing, in die Points of Sale, in Call-Center, ins Fernsehen und in Google. Wiederum bleibt für die Verlage weni-



Der Effekt ist paradox: NZZ-Leser.

ger Geld für Werbung, auch in konjunkturell guten Zeiten.

Der Effekt ist nun paradox: Die Unternehmen legen bei den Gewinnen zu. Sie tun dies, weil sie ihre Werbeausgaben senken und gleichzeitig mit ihren nun konzentrierten Mitteln den Markt kämpferisch bearbeiten. Den Unternehmen geht es darum gut.

Die Verlage hingegen sehen sich im Nachteil. Die netten gedruckten Anzeigen, die sie ihren Kunden offerieren, sind den Kunden zu wenig markt aggressiv. Sie halten Pressewerbung zwar für gefällig, aber sie zweifeln daran, ob sie die erwartete Gewinnmaximierung bringt. Den Verlagen geht es darum nicht so gut.

Heiter an der ganzen Geschichte ist tatsächlich, wie die Verlage ihren Untergang im Werbemarkt aktiv vorantreiben. Sie ermuntern ihre Kunden geradezu, keine Anzeigen in ihren Blättern zu schalten. Sie schiessen sich ins eigene Knie.

Ihre Journalisten schreiben beispielsweise: «Die öffentlichkeitswirksame Expansionsstrategie des Unternehmens XY ist kläglich gescheitert. Nun muss gespart werden, und der CEO muss zurücktreten.»

Auf Deutsch übersetzt, heisst das: «All die Zeitungsinserate des Unternehmens XY haben nichts gebracht. Sie müssen ersatzlos gestrichen werden, und der CEO darf bleiben.»

Tipps

Von Beatrice Schlag — Handarbeit und Geschlecht.

Mein Vater verdiente sein Geld jahrzehntelang mit Tippen. Er war Maschinensetzer, das Zehnfingersystem war ihm so geläufig wie das Autofahren. Damit war er eine grosse Ausnahme. Es gab nicht viele Männerberufe in seiner Generation, die das Beherrschen einer Schreibmaschine voraussetzten.



Selbst Journalisten hämmerten meist mit zwei oder vier Fingern auf die Tasten ein. Die Rechenmaschine war etwas anderes. Aber wer zu dieser Zeit etwas Schriftliches zu verschicken hatte, schrieb von Hand oder hatte, wenn er ein Mann war, für solche Aufgaben eine Frau im Vorzimmer sitzen. Sie hiess Tipps, eine männliche Form dafür gab es nicht. Mein erster Ferienjob als Studentin war Sekretärin. Es war kreuzlangweilig. Der Büromöbel-Laden, bei dem ich angestellt war, lief nicht gut. Aber meinem Chef wäre es trotzdem nie eingefallen, die zwei Geschäftsbriefe, die pro Woche anfielen, selber zu tippen.

Dasselbe bei Novartis, damals Ciba-Geigy, auch ein Studentenjob. Die Vermittlungsagentur zahlte sehr grosszügig. Nur zu tun gab es kaum etwas: zweimal am Tag Kaffee bringen und alle fünf Tage einmal zum Diktat antreten. Ich konnte nicht besonders schnell Maschine schreiben, weit weg von Zehnfingersystem. Aber die Briefe meines Vorgesetzten hatten keine Eile. Ich weiss nicht, ob es andere Zeiten waren oder ob der Mann in der Firma kaltgestellt war. Klar war nur, dass Männer ab einem gewissen Status aus Prinzip nicht tippten. Es war lustigerweise unmännlich, es roch nach Erfolglosigkeit. Dafür stellte man Frauen an.

Inzwischen beherrschen praktisch alle Männer unter sechzig das Zehnfingersystem. Weibisch ist daran gar nichts mehr. Es liegt nicht an der Wirtschaftskrise, dass Sekretärinnen Mangelware wurden, auch nicht an männlicher Emanzipation. Sondern einzig daran, dass der Computer im Gegensatz zur Schreibmaschine als Gerät mehr als würdig scheint, von Männern in Angriff genommen zu werden. Wie müsste ein Bügeleisen, wie ein Staubsauger beschaffen sein, damit sie ohne jede ermüdende Auseinandersetzung von Männern behändigt werden?

Leserbriefe

«Das Kaninchen in der Schweiz ist eines der am meisten leidenden Nutztiere.» Renato Werndli



«Beschönigende Angaben.»

Sie fühlen wie wir

Nr. 12 – «Schweizer «Chüngel-Gate»»; Philipp Gut über Kaninchenfleisch

Im Gegensatz zu den beschönigenden Angaben in Ihrem Artikel ist das Kaninchen in der Schweiz aufgrund der Haltung eines der am meisten leidenden Nutztiere. Als Entgegenkommen gegenüber der Versuchstierindustrie hat man die total belastende Einzelhaltung in viel zu kleinen Käfigen gestattet. Bitte denken Sie an diese genauso wie wir fühlenden und leidenden Tiere und informieren Sie über diese Missstände, damit die Verantwortlichen diese krankmachenden Vorgaben endlich verbessern.

Renato Werndli, Eichberg

Weniger wäre mehr

Nr. 12 – «Wille, Wind und Wendung»; Urs Paul Engeler über CVP-Politiker Pirmin Bischof

Es war wohl die Überraschung der Absage an Europa, die die starken bürgerlichen Parteien CVP und FDP ins Wanken geraten liess. Der letzte CVP-Parteipräsident mit wahrnehmbar starkem Profil war der Appenzeller Carlo Schmid. Danach folgte nur noch «Duschen mit Doris» nach drei eher farblosen Vorstehern (Anton Cottier, Adalbert Durrer, Philipp Stähelin). Die SVP sammelt dank ihrem weitgehend unterschätzten Präsidenten Ueli Maurer, der durch Provo-

kation, aber auch Klarheit und Standfestigkeit die Sympathie der Aktiven eroberte, die Abtrünnigen der langweilig gewordenen bürgerlichen Hochburgen und der SP ein. Schon Darbellay versuchte erfolglos, dieser Entwicklung als Hansdampf in allen Gassen Einhalt zu gebieten. Pirmin Bischof dürfte ihn in dieser Eigenschaft noch übertreffen. Seine durch Themenvielfalt geprägten «Arena»-Auftritte wecken im Zuschauer regelmässig die volksmündliche Feststellung: «Weniger wäre mehr.»

Hans Christian Müller, Zürich

Wahr oder wahrscheinlich

Nr. 12 – «Bestnoten im Harmonie-Test»; Rico Bandle über die Moderatoren des Schweizer Fernsehens

Eine Informationstheorie besagt, dass jede Nachricht aus drei Teilen besteht: dem Wahren, dem Wahrscheinlichen und dem Rest. Wie kann man unterscheiden, zu welchem der drei Teile ein TV-Beitrag gehört? Am Beispiel der «Tagesschau» liegt die Lösung auf der Hand: Die Zeitansage ist das Wahre, die Wetterprognose gehört ins Wahrscheinliche und der Rest? Das ist eben der Rest. Nach dem Programmkonsum, etwa beim Staats-Radio-Fernsehen (SRF), sollte man sich gut überlegen, ob das Gehörte oder Gesehene wahr oder wahrscheinlich ist oder ob es allenfalls zum Rest gehören könnte.

Helmut Hostettler, Seaford

Persönliche Gründe

Nr. 12 – «Eine Schicksalstherapeutin sieht rosarot»; Alex Baur über den Aargauer Justizskandal

Als langjährige Vertraute von Lisbeth Treier ist es mir wichtig, den erwähnten fürsorglichen Freiheitsentzug (FFE) von Frau Treier genauer zu beschreiben. Herr Treier hat tatsächlich im Dezember 2012 einen FFE für seine Frau veranlasst. Dieser wurde jedoch, durch Herrn Treier persönlich, innerhalb weniger als 24 Stunden wieder aufgehoben, und Frau Treier trat, ohne irgendwelche Auflagen, aus der Klinik aus. Frau Treier trat einige Monate später, freiwillig, wegen eines bereits vorbestehenden Burnouts in eine Klinik ein. Beide Klinikeintritte von Frau Treier haben nichts mit ihrer Arbeitstätigkeit zu tun, es waren persönliche Gründe, die dazu führten.

Marie Anne Schärli, Wohlen

Überflüssig und kontraproduktiv

Nr. 12 – «Irak»; Editorial von Roger Köppel

Roger Köppel argumentiert mit Gedächtnislücken, wenn er Bushs Irak-Politik von 2003 in Schutz nimmt. Unerwähnt liess er die Tatsache, dass damals ein grossflächiges Bündnis – mit Uno-Mandat – dabei war, Afghanistan vom Würgegriff der Taliban zu befreien. Diese vielversprechende militärische Aktion – die eigentliche Reaktion auf 9/11 – versandete aber zusehends, nachdem die Amerikaner in Irak einmarschiert waren. Hinzu kommt die Tatsache, dass Saddam Hussein durch die Errichtung einer No-Fly-Zone über dem kurdischen Norden und dem schiitischen Süden bereits militärisch geschwächt war. Er hatte wenig Spielraum. Notfalls hätten die Alliierten mit ihm nach einer sinnvollen Befriedung Afghanistans fertig werden können. Der Krieg war völlig überflüssig und auf tragische Weise kontraproduktiv.

P. J. Blumenthal, München (D)

Herausgekippt

Nr. 12 – «Personenkontrolle» über SVP-Politiker Adrian Amstutz

Auch in den kurzen Artikeln (etwa «Personenkontrolle») erfuhren wir eine weitere ideologische Attacke gegen einen «unbeliebten» SVP-Politiker: Sogar in der volksnahen TV-Sendereihe «SRF bi de Lüt» wurde im Beitrag über Sigriswil der wichtigste und wohl bekannteste Dorfbewohner, Adrian Amstutz, Nationalrat und amtierender Chef der SVP-Fraktion, im SRF-Schnittraum entsorgt (herausgekippt)! Für die zwangsgebührenpflichtige SRG sind links-grüne Politiker in allen Sendefässen stets willkommen (etwa Evi Allemann über «Bern»). Volksvertreter, aus der wählerstärksten Partei sind und bleiben

offensichtlich reine «Hassfiguren», die im SRF zu tabuisieren sind, solange es nichts «Negatives» über sie zu berichten gibt!

Rolf Bolliger, Orpund

Grosses Interesse war nicht vorhanden

Nr. 11 – «Die rote Gefahr war real»;
Erwin Bischof über die Stasi in der Schweiz

Der Autor zementiert in seinem neuen Buch alte Feindbilder. Er verfolgt damit unter anderem die Absicht, den während des Kalten Krieges in der Schweiz kultivierten Antikommunismus zu rechtfertigen und so die Bespitzelung Tausender unbescholtener Bürger durch die Bundespolizei – Stichwort Fichenaffäre – als notwendiges Übel im Kampf gegen den Kommunismus darzustellen. Krampfhaft versucht Bischof in seinem denunzierenden DDR-Schwarzbuch eine unmittelbar bestehende Bedrohung, die während des Kalten Krieges für die Schweiz bestanden hätte, zu konstruieren. Hätte er sich mit den Ergebnissen der jüngeren Forschung ernsthaft auseinandergesetzt, hätte er seine Thesen schnell verwerfen müssen: Es darf angenommen werden, dass der östliche Machtblock gegen die Schweiz keine militärisch aggressiven Absichten hegte und deshalb auch keine Angriffspläne erstellt wurden. Selbst wenn die Stasi ein grosses politisches und militärisches

Interesse an der Schweiz gehabt hätte – was erwiesenermassen nicht zutraf –, wäre der ostdeutsche Geheimdienst nicht zu einer «Unterwanderung» in dem Masse, wie dies Bischof insinuiert, in der Lage gewesen, weil schlicht und einfach die notwendigen Ressourcen dazu gefehlt hätten.

Ricardo Tarli, Historiker, Berlin (D)

Weltwoche allgemein

Gerne würde ich darüber informiert werden, welchem Zweck das WW-Magazin dienen sollte. Als kritisch gesinnter Leser der Weltwoche kann ich mit diesem halben Kilo hochglanzbedrucktem und mit Unwichtigkeiten, Oberflächlichkeiten und faden Texten gefüllten Werbeträger so was von gar nichts anfangen. Es ist das pure Gegenteil von dem, weshalb ich die Weltwoche abonniert habe. Bitte, lieber Herr Köppel, verschonen Sie uns in Zukunft mit dieser Papierverschwendung, und versenden Sie Ihr Magazin nur noch an die Leser, die das ausdrücklich wünschen, auch wenn es vermutlich nur wenige sein werden.

Daniel Holzer, Reinach

Sehr geehrter Herr Holzer

Haben Sie Dank für Ihren Brief. Der Sinn des WW-Magazins ist, Weltwoche-Lesern, die sich für die schönen Seiten des Lebens interessie-

ren, Information und Unterhaltung zu liefern, gratis und, so finden wir, auf hohem Niveau, was Inhalt und Form angeht. Das WW-Magazin ist seit der ersten Ausgabe vor sieben Jahren wirtschaftlich erfolgreich, das heisst, das Einkommen aus Anzeigen, das verdient wird, sorgt mit dafür, dass die Weltwoche weiter erscheinen kann, wie sie erscheint, und dass die Preise für Einzelverkauf und Abonnemente nicht stärker erhöht werden mussten. Es wird uns freuen, wenn Sie sich weiter für das WW-Magazin interessieren – und es vielleicht ein wenig weniger streng beurteilen.

Mit freundlichen Grüssen

Mark van Huissing

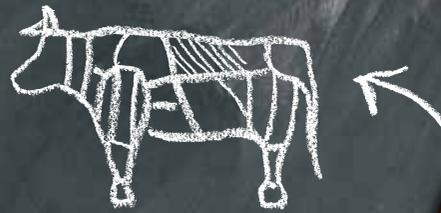
Korrigenda

In der Rubrik «Personenkontrolle» (Nr. 12/13) über SP-Mann Hartmuth Attenhofer passierte ein Fehler: Auf dem Bild ist nicht Attenhofer zu sehen, sondern Jens Weidmann, Präsident der Deutschen Bundesbank.

Im Artikel «Hexenjagd» (Nr. 12/13) ist eine Jahresangabe falsch: Anna Göldi wurde am 13. Juni 1782 und nicht 1382 in Glarus als letzte Hexe hingerichtet.

Wir bitten in beiden Fällen um Entschuldigung. Die Redaktion

VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN STÜCK FLEISCH



Der Grill mit dem perfekten System? Hier ist er: unser Master-Touch™ GBS™. Er ist viel mehr als einfach nur ein Grill, weil in ihm endlos viele Möglichkeiten und unsere ganze Leidenschaft drinstecken. Unser Anspruch ist es, den unschätzbaren Wert der Lebensmittel durch die optimale Zubereitung zu würdigen. Wer mal in den Genuss eines perfekten Steaks gekommen ist, weiss, warum das viel, viel mehr ist als einfach nur ein Stück Fleisch. Viel mehr als nur einen Anzeigentext finden Sie übrigens auf weber.com



VIEL MEHR
ALS EINFACH NUR
EIN GRILL

WEBER.COM



DER GRILL. DAS ORIGINAL.

Armut für alle

Alle Zeichen deuten auf eine Zeitenwende hin. Die sozialistischen Regulierer übernehmen auch in der Schweiz das Kommando. Die Liberalen sind verstummt.

Von Urs Paul Engeler



Dilemma und Schwäche: FDP-Präsident Müller bei der Delegiertenversammlung der Partei im Oktober 2012 in Thun.

Der Gleichheitswahn regiert die Schweiz. Vor Jahresfrist, am 11. März 2012, gratulierten die vernünftigen Eidgenossen sich noch zum wuchtigen Nein zur gewerkschaftlichen Initiative für mehr Nichtstun; die schädliche Ferien-Initiative, so liessen Reaktionen des erstaunten Auslands erahnen, wäre in den bereits bankrotten Nachbarstaaten als weitere «soziale Errungenschaft» gutgeheissen worden. Zuvor hatten die Schweizer Bürger schon den sozialistischen Plan einer fiskalischen Gleichschaltung der Kantone verworfen.

In der Zwischenzeit haben die Schweizer begonnen, ihre finanziell leidenden europäischen Umwohner zu kopieren, ja zu überholen. Mit der Minder-Initiative haben sie einen ersten Wust von Bestimmungen in die Bundesverfassung geschrieben, die im Detail die Lohnpolitik der Aktiengesellschaften und das Verhalten von deren Eigentümern regeln

sollen – und freie Unternehmer abschrecken werden.

Dieser Unfall war erst der Anfang. Glaubt man den Umfragen, sind die Bürger derzeit wild entschlossen, auch Mindest- und Maximal-

Es scheint, dass bereits die Vorstellung von einer Krise kopflos macht.

löhne in der Verfassung zu verankern. Die Gewerkschaften verlangen per Initiative «eine zwingende Lohnuntergrenze» von 22 Franken pro Stunde (oder knapp 4000 Franken pro Monat); die Jungsozialisten (Juso) fordern parallel, dass der höchste Lohn in einem Unternehmen das Zwölfwache der tiefsten Entschädigung nicht übersteigen darf. Kombiniert ergäben die beiden linken Einfälle eine gesetz-

lich fixierte Bandbreite von Jahresvergütungen zwischen 50000 und 600000 Franken (inklusive «Sach- und Dienstleistungen»), mit Ausnahmen nur für Lehrlinge und Praktikanten. Eine Eidgenössische Lohnkontrollbehörde und kantonale Ämter dürften dann sämtliche Honorare, Spesen und Überweisungen aller Betriebe (soweit sie dann noch in der Schweiz verbleiben) sowie die Anpassung dieser Limiten an die Teuerung überwachen. In der Pipeline lauern eine nationale Erbschaftssteuer und das Projekt eines gesicherten Grundeinkommens für alle – ohne Gegenleistung.

Im Sumpf der Missgunst

Es scheint, dass bereits die Vorstellung von einer Krise kopflos macht. Für die Parteien und die syndikalistischen Lobbys, die ihre Argumentation auf der verwerflichen mensch-

lichen Regung des Neids aufbauen, sind dies günstige Zeiten. Im Sumpf der Missgunst haben die Juso sich von einem belächelten Grüppchen roter Utopisten zum nationalen Player entwickelt, der die Themen und den Rhythmus der Linken und Grünen und damit der Politik insgesamt bestimmt. Das ist zwar weiter nicht erstaunlich. Mehr Sorgen machen muss, dass nirgends im Land eine Kraft auszumachen ist, die den Wert und die Erfolge des freiheitlichen Lebens und liberalen Wirtschaftens darstellen und verteidigen kann.

Es gibt zwar das Liberale Institut. Es veranstaltet Symposien, vergibt Preise, ediert gescheite Bücher, bloggt, druckt interessante Artikel nach und wirkt kaum einen Zentimeter über den engen Kreis Überzeugter hinaus. Es gibt auch die Organisation Avenir Suisse, die sich «Think-Tank» nennt und laut Prospekt «sich an einem klassischen liberalen Welt- und Gesellschaftsbild» orientiert. Die von der Wirtschaft finanzierte Gruppe gibt ein Bulletin heraus, mailt wöchentlich einen Newsletter und trat kürzlich mit einem bunten Strauss von 44 «Ideen für die Schweiz» an die Öffentlichkeit. Die Wirkung der verwirrenden Vorschläge, die von höheren Hürden für die direkte Demokratie bis zum Ausbau der direkten Demokratie reichen, lässt sich an den Kommentaren auf der Website ablesen: keine positive Wortmeldung und keine negative.

Nicht liberal, auf keinen Fall verlässlich

Es gibt sogar eine Partei, die FDP, die das Beiwort «Die Liberalen» im Titel führt. Dass sie sich aber auch noch als Staatspartei begreift, macht das Dilemma sichtbar und erklärt ihre Schwäche. Die freisinnigen Weissgeldstrategen, darunter der Präsident der kantonalen Finanzdirektoren, zielen darauf, die finanzielle Privatsphäre zu zerstören; andere versuchen dagegen, das Bankkundengeheimnis zu schützen. Die einen wollen einen schlanken Staat und weniger Bürokratie, die freisinnigen Energiewender setzen mehr Vorschriften und höhere Subventionen für Alternative durch. Geschlossen votierte die FDP-Fraktion für einen «Gegenvorschlag» zur Minder-Initiative, der dem Original an Monstrosität nur wenig nachstand. Von Öko über IV bis ÖV – die Mehrheit der Freisinnigen begrüsst Steuererhöhungen. Die FDP-Frauen fordern gar eine staatliche Familienpolitik sowie nationale Gesetze zur Implementierung von Quotenfrauen in der Wirtschaft. Die «FDP-Liberalen» sind nicht liberal, auf jeden Fall alles andere als verlässlich.

Trübsinnig macht der Blick auf den politischen Nachwuchs, der noch kaum durch die Institutionen gebunden ist und somit viel grundsätzlicher auftreten kann. Die rund 2800 Jungsozialisten haben es mit einer Mischung von Provokation, Professionalisie-

rung, Hartnäckigkeit und Raffinesse bereits an die Spitze der SP geschafft, personell im Vizepräsidium sowie im Nationalrat (neben alt Juso Cédric Wermuth neu auch Nadine Masshardt), aber vor allem ideologisch und thematisch. Sie haben bewiesen, dass sie initiativfähig und längst nicht mehr bloss die U-21-Spieler sind, die auf einen freien Platz in der ersten Mannschaft warten; sie bilden ein Team, das die älteren Akteure, die noch gemässigt in der helvetischen Tradition der Sozialpartnerschaft argumentieren, von den Plätzen gefegt hat. Forderungen wie eine Verstaatlichung privater Löhne, die jahrzehntelang schlimmstenfalls als «Utopie» gewertet wurden, sind nun politischer Alltag. Die neue rote Welle rollt.

Die Gegenkraft ist willig, aber marginal. Die rund 4000 Jungfreisinnigen (die genaue Zahl kennt niemand in der nicht einheitlich organisierten Gruppierung) haben sich in den letzten Jahren nicht ohne Echo bemüht, sich als «ideologische Denkfabrik der Mutterpartei» und «konsequent-liberale Speerspitze» zu positionieren, haben jedoch noch nicht einmal ein fixes Sekretariat eingerichtet. Sie versenden fleissig Mails mit grundsätzlichen Stellungnahmen und Kritik an unnützen Staatsaktionen wie den obligatorischen Neulenkernkursen oder Alkoholverboten und sam-

Beliebter Ausgangspunkt für die Rechtfertigung ist die laute Empörung über die «Abzocker».

melten Unterschriften für das Referendum gegen die Buchpreisbindung (die grosse Masse von Signaturen brachte allerdings die Migros bei). Eine effektive Gegenkraft zur aggressiven jungen linken Front können sie nicht entwickeln; «selbst parteiintern sind die Zeiten für echte Liberale hart», gibt Präsident Maurus Zeier zu.

Das Land der relativen Freiheiten

Charakterlos und verzagt, zitternd vor dem linken Mainstream, so scheint es, zeigt keine namhafte Gruppe sich bereit, den freien, selbstverantworteten Bürger, das leistungswillige Individuum gegen die tödliche Umarmung durch das Kollektiv zu verteidigen. Tatsächlich war die Schweiz nie der Hort des reinen Liberalismus; zu stark wurden und werden einzelne Branchen geschützt, zu wuchernd ist das Gestrüpp der Subventionen, zu viel Staat regiert die Infrastrukturbetriebe, zu viel wird zwischen den Regionen und Generationen umverteilt. Die Schweiz ist immerhin das Land der relativen Freiheiten geblieben, das sich so lange Zeit einige Wettbewerbsvorteile sichern konnte: einen einigermaßen liberalen Arbeitsmarkt zum Beispiel, Sicherheit des Privateigentums oder Steuern, die noch

nicht einer Enteignung entsprechen. Obwohl genau diese Flexibilität den Wohlstand generiert hat, setzt sich kaum mehr jemand dafür ein.

Diese Passivität ist umso unverständlicher, als die Folgen nicht nur ökonomisch-logisch beschrieben werden können, sondern im Ruin der kommunistischen Systeme und jetzt in der neuen europäischen Realität überdehnter «Wohlfahrtsstaaten» zu besehen sind. Dass der Umverteilungsstaat unrettbar verschuldet ist, können mittlerweile auch Verblendete nicht länger negieren. Trotzdem wollen die Linken und die Grünen, die hier auf jede Nachhaltigkeit pfeifen, diese Maschinerie noch weiter ausbauen, weil der «gerechte» Ausgleich moralisch geboten sei. Beliebter Ausgangspunkt für die Rechtfertigung ist die laute Empörung über die «Abzocker», also die Stigmatisierung aller Reichen zu nationalen Feindbildern.

«Gerechte» Lohnsysteme

Es bedarf keiner raffinierten Rechenkünste, um zum gleichen Resultat zu gelangen wie der französische Ökonom Bertrand de Jouvenel. Er hatte bei seiner Analyse von «gerechten» Lohnsystemen mit Ober- und Untergrenzen erstens nachgewiesen, dass die staatliche Aneignung hoher Einkommen niemals ausreicht, um eine Verbesserung der materiellen Lebensumstände breiter Massen zu erreichen; auch der Mittelstand müsste massiv bluten, um eine messbare Veränderung zu erreichen. Die Kalkulation für die Schweiz ist einfach: Um den 600 000 (statistisch) Armen monatlich tausend Franken mehr zuzuhalten, müsste man 7200 Reichen jährlich eine Million mehr abknöpfen! Oder den fünfzig grössten «Abzockern» Jahr für Jahr 14,4 Millionen Franken, also weit mehr, als sie verdienen.

Diese Sozialisierung vermindert zweitens das Steuereinkommen und drittens die Investitionsfreude. Gleichmacherei bedeutet darum nach de Jouvenel, «anstatt mit unterschiedlich grossen Löffeln aus einer grossen Schüssel mit gleich grossen Löffeln aus einer kleinen Schüssel zu essen». Und: Umverteilung sei in Wahrheit nicht die Verlagerung von freiem Einkommen der Reichen zu den Ärmeren, sondern nur die Verschiebung von Macht, weg von den Individuen, hin zum Staat. Es wächst der Apparat und schrumpft der Wohlstand.

Der frühere amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan hatte einmal bemerkt, es sei «für die Finanzpolitik des Wohlfahrtsstaates notwendig, dass es für die Vermögenden keine Möglichkeit gibt, sich zu schützen». Er hat recht bis zu dem Punkt, an dem auch diese Guthaben verbraucht sind. Der Sozialismus, wie er sogar in der Schweiz salonfähig wird, ist nichts anderes als die gleichmässige Verteilung der Armut auf alle Einwohner des Landes. ○

«Die Blicke der Leute sind mein Motor»

Der neue Staatsrat Oskar Freysinger über Rilke, Balzac, Politik und Literatur, die «revolutionäre Figur» Jesus Christus sowie das rätselhafte Wesen des Wallisers. *Von Philipp Gut*

Herr Freysinger, Sie sind mit einem Rekordergebnis in die Walliser Regierung gewählt worden. Kam der Erfolg zustande, obwohl oder weil Sie in der SVP sind?

Die Identifikation zwischen der SVP Wallis und mir ist so stark, dass man das kaum trennen kann. Man nimmt die Partei in der Westschweiz weniger stark durch Blocher als durch meine Person wahr.

Sie sind quasi die SVP?

Das Aushängeschild jedenfalls, die Identifikationsfigur, die das kollektive Unterbewusstsein am meisten bevölkert. Wenn man im Welschland von der SVP redet, denkt man erst mal an einen Rossschwanz.

Wo sehen Sie, abgesehen von der Haartracht, die grössten Unterschiede zu Blocher?

Er kommt aus Zürich, wo der Finanzplatz und die wirtschaftliche Lunge der Schweiz beheimatet sind. Ich bin aus einer Randregion und aus einem Alpengebiet. Das beeinflusst natürlich die Vorstellung vom Verhältnis zwischen Wirtschaft und Staat. Ich bin kein Neoliberaler. Und ich bin Katholik, Blocher ist Protestant – er kümmert sich nicht um das Bild, das die Medien von ihm vermitteln. Ihm geht es nur um die Sache. Ich als Katholik bin mir bewusst, dass der Anschein von dem, was man denkt und tut, genauso wichtig ist. Man muss die Politik vermarkten und verkaufen können.

Die SVP hat meist Mühe, in die Exekutive zu kommen. Was war diesmal anders?

Vielleicht haben sich die Zeiten geändert. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass das Wallis unter Druck steht. Das Volk wollte einen, der Klartext spricht und der sich wehrt gegen Bundesbern. Eine andere Erklärung ist, dass ich unabhängig bin und nie ein Verwaltungsratsmandat innehatte. Diese Freiheit hat wahrscheinlich den Leuten imponiert.

Einspruch: Der Walliser Widerspruchsgeist erlahmt doch schnell, wenn es um Subventionen geht. Auch Sie versuchen als Nationalrat, möglichst viele Bundesgelder ins Tal zu lenken.

Wir werden im Staatsrat eine Analyse der Finanzströme machen. Es könnte ein Resultat herauskommen, das Sie erstaunt.

Letzte Woche stimmten Sie im Nationalrat für die Verlegung einer Parlamentssession ins Wallis – eine millionenteure Symbolpolitik. Auch zum Wein lancierten Sie Vorstösse, die wie Heimatschutz und «Wallis first»-Politik anmuten.



«Sprache im politischen Umfeld ist immer Manipulation»: SVP-Politiker Freysinger.

«Swiss first», nicht nur unbedingt «Wallis first». Die globale Wirtschaft zerstört die kleinen dynamischen Kreise, wo der Mensch noch Selbstzweck ist und einer dem anderen hilft, weil er sich sozial verantwortlich fühlt.

Sie wollen alpenhohe Mauern um die Schweiz hochziehen?

Es geht nicht um Mauern. Nehmen Sie das Beispiel des Tessins. Da drängen Italiener mit ihren Offerten auf den Markt und untergraben den Preis, weil sie ihre Sozialleistungen in Italien abrechnen. Umgekehrt haben Tessiner Unternehmer in Italien keine Chance, die administrativen Hürden sind zu hoch. So blöd können nur wir Schweizer sein. Wenn das die globale Wirtschaft ist, dann sage ich: «Tut mir leid, da bin ich nicht einverstanden.»

Peter Bodenmann bezeichnete Sie in der Weltwoche als «Beppe Grillo der Alpen».

Wenn einer von uns beiden ein Beppe Grillo ist, dann ist es Peter Bodenmann! Er hat es ganze zwei Jahre in der Regierung ausgehalten, dann war er schon wieder weg.

Sie werden länger bleiben?

Garantiert.

In der Fraktion gelten Sie als bunter Hund, ja als eine Art Hofnarr der SVP, der bei Fraktionsanlässen zu Gitarrenklängen Selbstgedichtetes vorträgt. Hand aufs Herz: Ausser im Wallis wird so jemand nicht in die Regierung gewählt.

Da bin ich nicht so sicher. Wieso soll ein Mensch, der ein Staatsamt bekleidet, plötzlich eine Trauerfigur werden, ein fantasieloser Phrasendrescher? Ich bin immer eigensinnig gewesen, es gibt keine Landkarte für den Weg, den ich gehe. Jetzt werde ich mit meiner Art, die bei den Leuten durchaus ankommt, auch das Amt bekleiden. Ich werde

schauen, dass ich kollegial bin, aber doch nicht meine Gitarre weglegen! Das Problem der meisten Politiker ist, dass sie eben nur Politiker sind. Sie sind nicht fähig, in anderen Lebensbereichen etwas Schöpferisches zu leisten. Darum werde ich auch weiter Bücher schreiben.

Sie sind Dichter und Mitglied des serbischen Schriftstellerverbands. Wie viel vom Künstler Freysinger steckt im Politiker Freysinger?

Ich bin eindeutig ein Literat, der in die Politik gerutscht ist. Mein ganzes Leben ist der Literatur gewidmet. Ich bin Deutschlehrer, ich habe Literatur studiert. Einmal hat mir Slobodan Despot [Inhaber des Verlags Xenia, die Red.] gesagt, für einen guten Vers oder einen schönen Satz würde ich ein Königtum opfern.

Sie versuchen gerade, beides zu verbinden: die Macht und die Literatur.

Ich analysiere und interpretiere auch die Politik wie einen Roman. Das Literarische ist für mich eine unglaubliche Waffe im politischen Kampf. Man lernt, zwischen den Zeilen zu lesen. Ich begnüge mich nicht mit der Oberfläche der Politik und analysiere immer auch das Menschliche, die versteckte Motivation, die heimlichen Schwächen des Gegners.

Machen wir die Probe aufs Exempel. Wenn Sie Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf anschauen, was sehen Sie?

Ha! Das ist eine schreckliche Frage. Lassen wir das sein, denn es gibt in der Literatur genug Personen, die diesem Profil entsprechen. Bei Balzac zum Beispiel.

Kommen Sie!

Ich würde sie am ehesten mit einer Sphinx vergleichen. Man weiss bei ihr nie genau, was echt ist, was gespielt. Die wahren Absichten bleiben verborgen.

Verrät sich die Kunst, wenn sie politisch wird?

Das ist eine schwierige Frage. Einerseits ja, andererseits hat ein Bukowski das ja auch gemacht. Tucholsky setzte die Satire als politische Waffe ein, Brecht seine Theaterstücke. Aber die ganz grosse Literatur ist meiner Ansicht nach nicht primär politisch. Da geht es um die menschlichen Grundthemen, den Sinn des Daseins, um Liebe und Tod, Krieg und Frieden. Sprache im politischen Umfeld ist immer Manipulation. Das unterscheidet sie von der Sprache Shakespeares oder Goethes.

Künstler sind eitel. Täuscht der Eindruck, oder haben auch Sie etwas Selbstbezogenes an sich?

Wahrscheinlich hat jede öffentliche Person narzisstische Züge. Sonst würde man ja leiden unter den Blicken der andern. Für mich sind die Blicke der Leute Anstachelung, Motor, Energiespender. Man muss

mit Medien und Publikum spielen können. Allerdings muss man aufpassen, dass man sich nicht im eigenen Spiegelbild verliert. So wie Narziss in der Sage. Ich bin jetzt 53. Wenn ich mit zwanzig in dieser Situation gewesen wäre, wäre ich mir vielleicht abhandengekommen.

Sie bleiben ein Mann der Widersprüche. In der Drogen- und Familienpolitik oder jüngst beim Berufsverbot für Pädophile sind Sie konservativ bis in die Knochen. Zugleich haben Sie etwas Flamboyantes, Sie verströmen die Aura eines Walliser Revolutionärs. Wie geht das zusammen?

Ich bin ein konservativer Anarchist. Eine absolut revolutionäre Figur ist für mich Jesus Christus. Er brachte Ideen ins Spiel, die keiner Mode entsprechen, die zeitlos sind. Die einzige wirkliche Macht war für ihn die Liebe. Er verzichtete auf materiellen Wohlstand. Das ist ein Revolutionär. Er ist kein Che Guevara, mit dem man ihn oft verglichen hat. Che Guevara brauchte Gewalt, er liess mehrere hundert Leute in Gefängnissen erschiessen. Jesus dagegen lehrt uns: «Ich lebe,

«Wenn man im Welschland von der SVP redet, denkt man erst mal an einen Rossschwanz.»

solange ich liebesfähig bin. Sobald ich das nicht mehr bin, bin ich tot. Obwohl ich dann vielleicht noch atme und umherlaufe.»

Das Wallis ist traditionell schwarzkatholisch. Welche Rolle spielt der Glaube für Sie?

Ich war nie ein Dogmatiker und werde auch nie einer sein. Darum kann ich auch so frei sein. Aber ich bin ein gläubiger Mensch. Ich glaube daran, dass das Leben Liebe ist und Energie. Wir sind Teil eines Systems, das uns übersteigt und in das wir uns eingeben – eine Einspeisung mit Vergütung. (*Lacht*) Denn eines Tages kommt das, was man eingespeist hat, in irgendeiner Form zurück. Wenn man sich nur von Ressentiments leiten lässt, kann es nicht gutgehen.

Das klingt jetzt sehr esoterisch.

Wer seine politische Aktivität nicht auf einer soliden Weltanschauung aufbaut, hat keinen Kompass und macht sich am Ende selber zum Programm. Ich habe eine ganz klare Idee, wie eine Gesellschaft funktioniert, wie das Verhältnis zwischen dem einzelnen Menschen und dem Staat aussieht.

Konkret?

Die Schweiz hat durchaus Sinn als System. Sie ist sogar zukunftsfruchtig und exportfähig. Ich exportiere die «Idee Schweiz» gern, darum bin ich ab und zu Verkäufer links und rechts. Wenn ich den Leuten in der EU erkläre, wie unser System funktioniert, dann kommen denen die Tränen. Sie selber dürfen nur alle vier oder fünf Jahre einem

Hollande oder einer Merkel einen Blankoscheck ausstellen.

Sie verkaufen die Schweiz eher rechts als links. Man wirft Ihnen Ihre Kontakte zu Geert Wilders und anderen Rechtsausserpolitikern vor.

Wilders ist nicht rechtsextrem, er ist einfach sehr islamkritisch. Er ist positiv eingestellt den Homosexuellen gegenüber. Er hat auch allgemein mit Ausländern keine Probleme. Aber Wilders machte einen unverzeihlichen Fehler. Er hat den Koran mit Hitlers «Mein Kampf» verglichen. Damit griff er ein Element des Islams an, das diesem heilig ist. Wo stehen Scharia und Islam im Konflikt zum Rechtsstaat? Nur darum geht es. Ich will wissen, ob einer akzeptiert, dass Frau und Mann gleichberechtigt sind, dass Mädchen und Buben gleich behandelt werden, dass Homosexuelle das Anrecht haben, zu existieren und ihr Leben auszuleben.

Sie reden sich gerade um Ihr konservatives Image.

Ein Mensch ist zuerst einmal ein Mensch, dann ein Bürger und erst nachträglich möglicherweise noch Afrikaner oder homosexuell oder Jude oder was auch immer. Wenn ich vom andern verlange, dass er gleich ist wie ich, damit ich überhaupt mit ihm rede, dann braucht es nicht viel Toleranz. Das werfe ich etwa den Linken vor. Sie reden nicht mit mir, weil sie meine Meinungen und Gedanken nicht teilen. Das ist doch krank. Sobald der Gegner in der Politik zum Feind wird, wird man kreuzdumm und hört besser auf.

Für die übrigen Schweizer bleibt der Walliser ein Rätsel. Wie würden Sie dessen Wesen beschreiben?

Der Walliser hat Ecken und Kanten, man muss nur die Berge anschauen, die ihn umgeben. Er ist tiefgründig und neigt zu Höhenflügen. Nichts ist flach oder mittelmässig. Es ist immer etwas in Bewegung, es sind immer andere Perspektiven. Nehmen Sie zum Vergleich die Waadt: Dort ist alles abgerundet, hügelig, ruhig und besonnen.

Gibt es diese Unterschiede auch beim Wein?

Oh ja! Der Walliser Wein steigt schnell in den Kopf. Das hat auch mit der Sonnenlage zu tun. Rilke, der die letzten sechs Jahre im Wallis gelebt hatte, sagte einmal, es käme ihm hier vor wie in den Pyrenäen. Wir haben wirklich eine ganz spezielle Klimasituation. Wir sind nicht Süden, wir sind nicht Norden, wir sind etwas dazwischen, ein Wegkreuz der Geschichte und Geografie. Wir sind zwar eingerahmt von Bergen, aber auf allen Seiten gibt es Wege zur offenen Welt. Das Wallis ist ein Paradox. Und die Leute, die hier leben, sind auch paradoxal. Ich selbst bin wahrscheinlich das beste Beispiel dafür.

Zurück zur Prohibition

Die Volksvertreter tagten in Bern. Es ist erstaunlich, wie viele zweifelhafte Ergebnisse in nur fünfzehn Sessionstagen zusammengekommen sind. Ein Schadensbericht ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Von Florian Schwab



Der Teufel steckt aber im Detail: Stimmzählung im Ständerat.

1—Die Rückkehr der Prohibition (Amtsdeutsch: «Totalrevision Alkoholgesetz»)

Wenn Sie zu jenen gehören, die am Abend gelegentlich eine Pizza nach Hause bestellen und dazu einen Wein oder ein Bier, dann müssen Sie Ihre Gewohnheiten wohl umstellen: Zwischen 22 und 6 Uhr darf nach dem Willen des Ständerates kein Alkohol mehr verkauft werden. Von diesem «Nachtregime» wird der gesamte Detailhandel erfasst, zu dem auch Kurierdienste zählen. In der parlamentarischen Beratung hat eine Gruppe von vorwiegend linken Parlamentariern zudem durchgesetzt, dass der Bund per Verordnung Mindestpreise für Alkohol vorschreiben muss. Alkoholgenuss soll so offenbar zum Privileg wohlhabender Schichten gemacht werden. Der Nationalrat kann den Rückfall in die Prohibition noch verhindern. Die Jungfreisinnigen und Ständerätin Keller-Sutter (FDP St. Gallen) winken bereits mit dem Referendums-Zaunpfahl.

2—Ausschweizerung von Bernina, Kambly und Co. («Swissness-Vorlage»)

Seit Jahren debattiert das Parlament über die Swissness-Vorlage. Dass die «Marke Schweiz» besser geschützt werden muss, ist dabei in der Wirtschaft unbestritten. Der Teufel steckt aber im Detail: Darf die Schweizerfahne nur

Produkte zieren, bei denen 80 Prozent der Wertschöpfung in der Schweiz stattfinden, wie es die Landwirtschaft will? Sollen 60 Prozent der Rohstoffe und Komponenten schweizerischen Ursprungs sein müssen, wie es der Nationalrat und Teile der Industrie verlangen, namentlich die Uhrenbranche? Oder sollen es nach dem Willen des Ständerats und des Grossteils der Wirtschaft weiterhin 50 Prozent sein? Der Nationalrat beharrt im Differenzbereinigungsverfahren auf 60 Prozent. Das würde zum Beispiel bedeuten, dass die Steckborner Nähmaschinen-Schmiede Bernina dann nicht mehr mit dem Schweizerkreuz werben dürfte, wie ein Verantwortlicher des Unternehmens bestätigt. Kompliziert wird es bei den Ausnahmen und Sonderbestimmungen im Agrarbereich, wo sich die beiden Kammern angenähert haben. Beim urschweizerischen Guetsli-Produzenten Kambly aus dem bernischen Trubschachen wäre die weitere Verwendung des Schweizerkreuzes abhängig von der Umsetzung des Gesetzes.

3—150 Prozent Preissteigerung bei der Autobahnvignette («Anpassung Bundesbeschluss über das Nationalstrassennetz»)

Auch für Berner Verhältnisse ist eine Gebührenerhöhung um 150 Prozent nicht alltäglich. Nun hat Verkehrsministerin Doris Leuthard

(CVP) im Parlament durchgesetzt, dass der Preis für die Autobahnvignette von 40 auf 100 Franken steigen soll. Sie begründete die Zusatzeinnahmen von 300 Millionen Franken unter anderem damit, dass der Bund 376 Strassenkilometer neu ins nationale Strassennetz aufnehme. Bei näherer Betrachtung erweist sich der Geldbedarf allerdings als erfunden: Über die Mineralölsteuer nimmt der Bund jährlich rund 7 Milliarden ein. Ein Teil davon wird zweckentfremdet und versickert im allgemeinen Bundeshaushalt. Die überproportionale Preissteigerung bei der Vignette wird seitens der SVP wohl mit einem Referendum bekämpft.

4—Mehr Geld für die Invalidenversicherung («6. IV-Revision, 2. Paket»)

Nach dem Nationalrat hat auch der Ständerat die Sparmassnahmen bei der Invalidenversicherung (IV) um unbestimmte Zeit verschoben. Damit bricht die Politik ihr Versprechen, das sie anlässlich der Abstimmung vom 27. September 2009 gegeben hatte: Die IV erhalte eine befristete «Zusatzfinanzierung», die aus der Erhöhung der Mehrwertsteuer von 7,6 auf 8 Prozent bezahlt werde. Dafür verpflichte sich das Parlament zu Sparmassnahmen bei der IV. Doch das gebrochene Versprechen ist nicht einmal das schlimmste: Obendrein hat der Ständerat entschieden, dass bei einer erneuten Verschlechterung der IV-Finzen automatisch die IV-Lohnabzüge erhöht werden. Dieser Automatismus könnte dazu führen, dass mit der Sparverweigerung des Parlaments nach dem Auslaufen der Zusatzfinanzierung im Jahr 2017 die Lohnbeiträge erhöht werden müssen.

5—Bürokratie-Blähungen im Gesundheitswesen («Zulassungsstopp»)

Das Gesundheitswesen war auch in der Frühjahrssession eines der Themen, die am intensivsten bewirtschaftet wurden. Sowohl der Ständerat als auch der Nationalrat sind Bundesrat Alain Berset (SP) gefolgt und haben sich für eine Wiedereinführung des Zulassungsstopps für Ärzte ausgesprochen. Auch die Ärzte wehren sich gegen diese planwirtschaftliche Angebotsverknappung. Jürg Schlup, neuer Präsident der Verbindung der Schweizer Ärztinnen und Ärzte (FMH), bezeichnet den Zulassungsstopp als «Katastrophe für die Berufsplanung junger Ärzte und damit auch für unser Gesundheitswesen». ○

Paradies für Diebe und Räuber

Die Kriminalität hat im letzten Jahr in der Schweiz stark zugenommen. Mehr als die Hälfte der Täter sind Ausländer. Die Zahl der Asylanten, die 2012 über zehn Straftaten begangen haben, hat sich gar verzwanzigfacht. *Von Andreas Kunz*

Jeden März wird sie mit Spannung erwartet: die Kriminalitätsstatistik der Schweiz, zusammengetragen von den kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren und dem Bundesamt für Statistik. Der Befund für das Jahr 2012 ist erschreckend. Seit die Kantone ihre Statistiken gemeinsam erheben, hat die Kriminalität noch nie so stark zugenommen. Ein genauer Blick in die 75 Seiten voller Tabellen und Grafiken lohnt sich. Hier sind die zehn brisantesten Resultate des Kriminaljahres 2012:

1 — Insgesamt sind im letzten Jahr 611903 Straftaten gemäss Strafgesetzbuch begangen worden, was **1676 Straftaten pro Tag** entspricht. Das sind 9 Prozent mehr als letztes Jahr, seit 2010 ist die Zahl der Delikte gar um 16 Prozent gestiegen. 72 Prozent davon betreffen Vermögensdelikte wie Diebstahl oder Raub, die seit letztem Jahr um 8 Prozent, seit 2010 gar um 17 Prozent zugenommen haben.

2 — 53 Prozent aller **Beschuldigten** von Verstössen gegen das Strafgesetzbuch sind Ausländer, die entweder in der Schweiz wohnhaft sind (28 Prozent), sich als Asylbewerber hier aufhalten (7 Prozent) oder als Grenzgänger, Illegale oder Kriminaltouristen über die Grenze kommen (18 Prozent).

3 — Eine besondere Zunahme verzeichnet der **Kriminaltourismus** – was all jene Politiker Lügen straft, die mit der Einführung von Schengen und der Abschaffung der Grenzkontrollen «mehr Sicherheit» versprochen. Die Zahl der beschuldigten Ausländer ohne ständigen Wohnsitz in der Schweiz ist 2012 um 14 Prozent gestiegen auf total 14581. In der Rangliste der Herkunftsländer führt mit grossem Abstand Rumänien (2384 Beschuldigte) vor Frankreich (1357), Algerien (754), Deutschland (702) und Tunesien (648).

4 — Noch stärker gestiegen ist die Zahl der **Asylbewerber**, die gegen das Strafgesetzbuch verstossen. Sie vergrösserte sich gegenüber dem Vorjahr um fast 40 Prozent. Total stammen 5875 Beschuldigte aus dem Asylbereich. Die Rangliste der Herkunftsländer führt mit grossem Vorsprung Tunesien an mit 1267 Asylbewerbern, die letztes Jahr mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kamen. Den zweiten Platz belegen Algerier (521), noch vor Marokkanern (484), Georgiern (380) und Nigerianern (357).

5 — Besonders rasant gestiegen ist die Zahl der Ausländer, die im abgelaufenen Kalenderjahr mehr als zehn Straftaten begangen haben – und offenbar weiter im Land verweilen können. Waren es 2011 noch 189 ausländische **Mehrfachtäter** mit mehr als zehn Straftaten, sind es 2012 mit 1311 fast siebenmal mehr geworden. Bei den Asylbewerbern hat sich diese Zahl gar verzwanzigfacht: von 14 im Jahr 2011 auf 292 Mehrfachtäter, die im letzten Jahr zehn oder mehr Straftaten begangen haben. Bei den Kriminaltouristen ist die Zahl der Mehrfachtäter mit mehr als zehn Delikten von 172 im Jahr 2011 um das Vierfache auf 682 gewachsen. Wohlverstanden: Gezählt werden nur Delikte, bei denen die Täter identifiziert werden konnten. Betrachtet man die geringe Aufklärungsquote (siehe Punkt 10), muss von noch mehr Straftaten der einzelnen Täter ausgegangen werden.

6 — Die Zahl der **Raubüberfälle** ist im letzten Jahr um 16 Prozent auf 3603 gestiegen. Eine Unterscheidung nach Herkunft der Täter findet sich hier in der Statistik nicht.

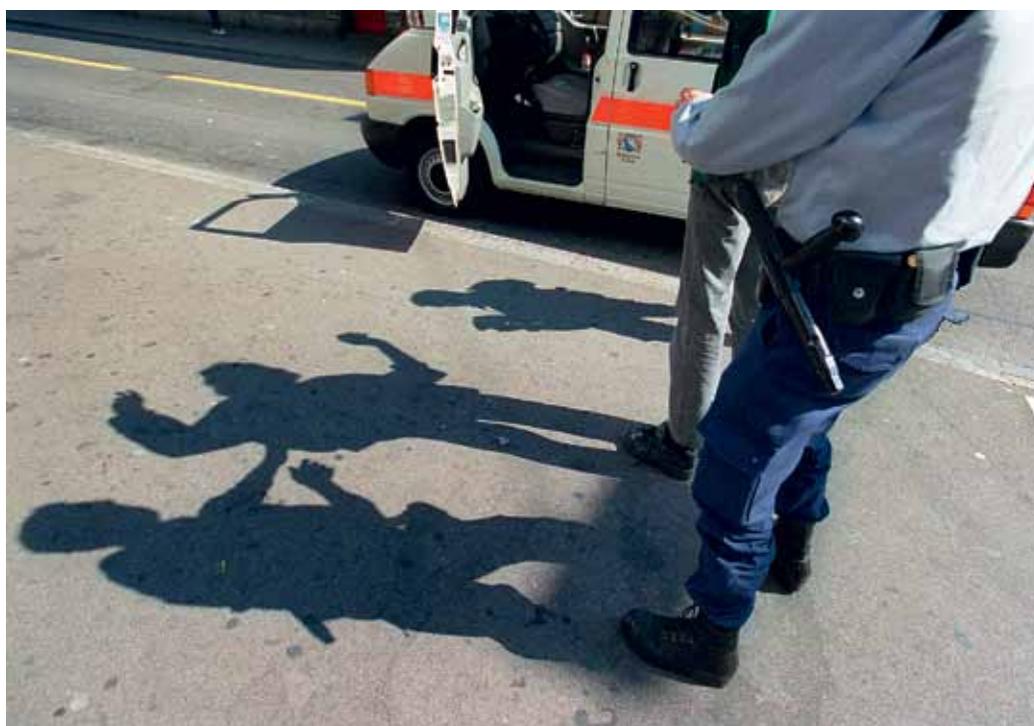
7 — Markant gestiegen sind auch die Fälle von **schwerer Körperverletzung**. 2012 wurde ein Plus von 23 Prozent auf insgesamt 552 Fälle verzeichnet. 309 davon sind mit Körpergewalt

verübt worden, 116 mit einer Schneid- oder Stichwaffe und 12 mit einer Schusswaffe. Eine exakte Unterscheidung nach Herkunft der Täter findet sich hier ebenfalls nicht.

8 — Sorgen machen sich die Polizeibehörden nicht nur über die starke Zunahme der Kriminalität – auch **Gewalt und Drohungen gegen Beamte** haben im letzten Jahr enorm zugenommen: um 17 Prozent auf 2957 Fälle.

9 — Die **geografische Verteilung** zeigt, wo es sich im Land am gefährlichsten lebt. Wird die Zahl der Verstösse gegen das Strafgesetzbuch mit derjenigen der Einwohner in Bezug gesetzt, liegt bei den Städten Lausanne auf dem ersten Platz, vor Genf, Bern, Zürich und Basel. Bei den Kantonen liegt Neuenburg an der Spitze vor Waadt, Solothurn, Freiburg und Tessin. Mit Abstand am sichersten ist es in Appenzell Innerrhoden, es folgen Nidwalden, Uri, Schwyz und Glarus.

10 — Die **Aufklärungsquote** bleibt leider niedrig. Bei Vermögensdelikten beträgt sie gerade mal 16,7 Prozent. Bei Raubüberfällen wurde jeder dritte aufgeklärt (34,7 Prozent). Immerhin konnten bei den 229 Tötungsdelikten im letzten Jahr 93,4 Prozent der Täter überführt werden. ○



In der Schweiz wurden 2012 durchschnittlich 1676 Straftaten pro Tag begangen.

Die eingebildete Gefahr

Gentechnisch veränderte Pflanzen würden der Schweizer Landwirtschaft nützen: Sie schonen die Umwelt und steigern den Ertrag. Dennoch versucht eine merkwürdige Allianz von Grünen und Bauern, die Einführung der Gentechnik zu hintertreiben. *Von Markus Schär*



Verdächtige Unkräuter: Greenpeace-Aktivisten markieren Rapspflanzen in Basel.

Sogar Rapsplänzchen schaffen es in die News, wenn sie die Menschen schrecken sollen. Die verdächtigen Unkräuter, berichteten Schweizer Medien kürzlich, fand das Basler Kantonslabor letztes Jahr beim Bahnhof St. Johann und im Hafen Kleinhüningen. Die Pflänzchen beeinträchtigten nichts und bedrohten niemanden, doch sie erwiesen sich im Labor als genverändert: Dieser Raps darf in der Schweiz zwar eingeführt, aber nicht angebaut werden. «Vor allem entlang der Transportwege von Saatgut kommt es immer wieder zu unbeabsichtigten Freisetzung», warnte der *Schweizer Bauer* vor der eingebildeten Gefahr. Für «erstaunlich» hält dagegen ein Bericht der Akademien der Wissenschaften diesen Fund. Und ein führender Bauernpolitiker wundert sich, wie die Rapsamen ins Freie kamen – und weshalb die Kontrolleure wussten, wo sie die Pflänzchen suchen mussten.

Harmloser Raps macht Schlagzeilen, das zeigt: Die Schweizer können nicht mit gesundem Menschenverstand über die grüne Gentechnik reden, also über Nutzpflanzen, die dank gezielten Eingriffen in ihr Erbgut mehr Ertrag bringen oder weniger unter Krankheiten und Schädlingen leiden. Im Land, das einige der führenden Köpfe des Fachs hervorbrachte (siehe Seite 28), droht deshalb eine einst blühende Wissenschaft zu verdorren.

Noch kein einziger Schadenfall

«Die genveränderten Pflanzen bieten keine grösseren Risiken für den Menschen und die Umwelt als gewöhnliche Pflanzen», sagt Patrick Matthias, Professor am renommierten Friedrich-Miescher-Institut in Basel. Im Gegenteil: «Die gentechnisch veränderten Pflanzen könnten zu einer umweltschonenden und ertragreichen Landwirtschaft in der Schweiz beitragen», verspricht Ueli Grossniklaus, Professor für Pflanzenbiologie an der Uni Zürich. So arbeiten Schweizer Forscher an Kartoffeln mit Resistenz gegen Knollenfäule, die viel weniger Pflanzenschutz brauchen, oder an Zuckerrüben mit Toleranz für Unkrautbekämpfungsmittel, die sich ohne Belastung des Bodens durch Pflügen anbauen lassen. Und sie züchten Äpfel, die nicht mehr unter dem Feuerbrand leiden: Diese Krankheit können die Bauern nur bekämpfen, indem sie Hochstammbestände roden, also erhaltenswerte Landschaften zerstören, oder Antibiotika spritzen, derentwegen die Imker Tonnen von verunreinigtem Honig vernichten müssen.

Trotzdem scheuen die Schweizer und vor allem die Schweizer Politiker immer noch vor der grünen Gentechnik zurück. Dies beklagten alle vier nationalen Akademien der Wissenschaften in einem Bericht, den sie letzte Woche vorstellten, und an einer Tagung, die sie diese Woche durchführten. Die Angst ist unbegründet; dass von den gentechnisch veränderten Pflanzen keine Gefahr droht, belegen das Nationale Forschungsprogramm (NFP) 59, das über tausend Studien zu den Risiken der Gentechnik auswertete, sowie ein globales Freilandexperiment, das seit bald zwanzig Jahren läuft: Immer mehr Bauern setzen auf die Gentechnik; sie nutzten sie im letzten Jahr in 28 Ländern von Argentinien über Ägypten bis China auf 180 Millionen Hektaren, also einem Zehntel der weltweiten Anbaufläche. Zu einem Schaden für die Konsumenten kam es bisher in keinem einzigen Fall.

Propaganda und Vandalismus

Im satten Europa aber schüren die Grünen aller Parteien – in der Schweiz im Bund mit den Bauern, die dank einer angeblich «naturnahen» Landwirtschaft am meisten kassieren – seit je die Ängste vor dem «Frankenfood». Und jetzt, da die Unbedenklichkeit der grünen Gentechnik feststeht, blocken sie die Einführung in unserem Land weiter ab, weil die Konsumenten (nach hetzerischer Antipropaganda) angeblich Gentech-Produkte verschmähen und weil die Kosten für die Koexistenz mit der gentechfreien Landwirtschaft (aufgrund erfundener Risiken) vermeintlich den Nutzen übersteigen: Der Umgang mit der grünen Gentechnik in der Schweiz ist ein Lehrstück für demagogische Politik.

Weil die Gentechnik nicht in ihr Weltbild passte, wollten die Roten und die Grünen sie in unserem Land verbieten – obwohl einige Schweizer, wie Nobelpreisträger Werner Arber, die Wissenschaft entscheidend vorbrachten. 1998 lehnten aber zwei Drittel des Stimmvolks die Genschutz-Initiative ab. Sie sprachen sich damit für die rote Gentechnik aus, also für die Anwendungen in der Medizin. Beispielsweise nutzen Zehntausende von Schweizer Diabetikern gentechnisch hergestelltes Insulin; es gibt keinen Fall, in dem das Medikament ihre Gene oder auch nur ihre Organe beeinträchtigte – weil es keinen geben kann.

Bei der grünen Gentechnik, wo sich der Nutzen nicht so deutlich zeigte, wog die von den Gegnern geschürte Skepsis schwerer. 2005 nahm das Volk mit 55 Prozent eine Initiative an, die für den Anbau von Gentechnik-Pflanzen ein fünfjähriges Moratorium forderte. Derweil sollten die Wissenschaftler im Rahmen des NFP 59 die offenen Fragen zu Nutzen und Risiken der Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen abklären. Als sich 2009 zeigte, dass die Zeit dafür nicht reichte, sprachen

SP-Ständerätin Simonetta Sommaruga als Präsidentin der Stiftung für Konsumentenschutz und SVP-Nationalrat Hansjörg Walter als Präsident des Bauernverbandes bei Bundesrat Moritz Leuenberger vor: Sie schlugen eine Verlängerung des Moratoriums um drei Jahre vor und setzten diese – gegen den zaudernden Umweltminister, der den Entscheid sogar fünf Jahre aufschieben wollte – im Parlament durch.

Im August 2012 legten die Forscher den Schlussbericht des NFP 59 vor. Das Programm kostete schliesslich 12 Millionen Franken, 3 Millionen mehr als geplant. Denn 2008 zerstörten Vandalen eine Versuchsanlage in der Eidgenössischen Forschungsanstalt für landwirtschaftlichen Pflanzenbau Reckenholz-Tänikon ZH; danach brauchten die Wissenschaftler bei den Freilandversuchen für jeden Forschungsfranken zusätzlich Fr. 1.26, um ihre Felder gegen Attacken zu schützen. Das Strafverfahren gegen fünf Verdächtige, die nach dem Anschlag verhaftet wurden, läuft fünf Jahre danach immer noch – ihr Propagandaziel haben die Vandalen längst erreicht: die grüne Gentechnik als gefährlich in Verruf zu bringen.

Dabei bewies das aufwendige Nationale Forschungsprogramm die Sicherheit dieser Wissenschaft. Bevor der Schlussbericht vorlag, forderte im Februar 2012 aber CVP-Nationalrat Markus Ritter, als Wahlkämpfer um das Präsidium des Bauernverbandes, das Moratorium sei weiter zu verlängern. Der Bundesrat nahm seine Motion an, um die Fragen der Koexistenz «vertieft zu prüfen» – obwohl das NFP 59 gerade dazu gedient hatte, diese zu klären. Und der Nationalrat liess nicht mehr die Wissenschafts-, sondern die Wirtschafts-

kommission mit ihrer starken Bauernfraktion über die Gentechnik beraten: Die Verhinderer schrieben das Moratorium in der Agrarpolitik 2014 bis 2017 fest, die das Parlament letzte Woche nach viel Gezerre um die Branchenorganisation der Milchbauern oder die Importkontingente für Pferde endlich verabschiedete.

Die Politik ignoriert Erkenntnisse

Gegen die Manipulationen im Parlament gab es kaum Protest. Er müsse dieses Vorgehen «in aller Deutlichkeit rügen», schimpfte im Nationalrat zwar Christian Wasserfallen (FDP) als Präsident der Wissenschaftskommission WBK. Und sein freisinniger Kollege Ruedi Noser klagte gar, der «Cheffobbyist der Bauern», also Hansjörg Walter, der 2012 sowohl den Bauernverband als auch den Nationalrat präsidierte, habe «mit kalter Hand» das der WBK zugeteilte Geschäft wieder geklaut: «So etwas hier vorne zu sagen, braucht etwas Mut, denn der Cheffobbyist sitzt jetzt hinter mir, mit der Glocke in der Hand.» («Fräche Siech», sagt Hansjörg Walter heute dazu.)

Der Umgang mit der grünen Gentechnik ist ein Lehrstück für demagogische Politik.

Ausser den beiden Freisinnigen mochte sich aber niemand für die verfemte Gentechnik einsetzen. Auch Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) empfahl, im Mainstream surfend, den Paradigmenwechsel, «weg von einer rein sicherheitsbasierten Technologiebeurteilung, hin zu einer integralen Kosten-Nutzen-Betrachtung». Zu Deutsch:



Verhinderer: Bauernverbands-Präsident Ritter (CVP, r.), Vorgänger Walter (SVP).

«Öko-Gentechnologie für Biobauern»

Führende Forscher haben in der Schweiz mit Gentechnologie internationale Erfolge erzielt – trotz erbittertem Widerstand.



Weltspitze: Potrykus.

«Die Gentechnologie ist für mich kein Sandkastenspiel», sagt Ingo Potrykus. «Ich wollte damit etwas schaffen, was der Menschheit nützt.» 1933 in Schlesien geboren und 1945 vor der Roten Armee geflüchtet, erlebte er im Nachkriegsdeutschland eine

harte Jugend. Deshalb wollte der Forscher mit seiner Arbeit «die Probleme der Welt-ernährung angehen». Als Star seines Fachs 1987 an die ETH berufen, brachte Potrykus die Schweiz in der grünen Gentechnik an die Weltspitze. Aber er kämpfte in der Schweiz auch gegen Widerstände, die ihn beinahe sein Lebenswerk kosteten und die seine Kollegen noch heute an der Forschung hindern.

Was Potrykus 1999 im Audimax der ETH vorstellte, war einer der grössten Erfolge der Gentechnik. Jährlich erblindet bis zu einer halben Million Kinder, weil sie nicht genügend Vitamin A bekommen; noch mehr sterben aufgrund des Vitaminmangels. In zehnjähriger Arbeit entwickelte Potrykus deshalb seinen genveränderten Goldreis, der mit einer Tagesportion den Vitaminbedarf der drei Milliarden Menschen decken würde, die sich vorwiegend von Reis ernähren.

In aller Welt bejubelten die Wissenschaftler diesen Durchbruch, in der Schweiz aber erlebte der Forscher den Rauswurf. Die ETH schickte ihren Star in Pension, und die Gentech-Kritiker schos-

Nach dem Vandalenakt zahlt der Bund 750 000 Franken im Jahr, um das Feld zu sichern.

sen sich auf das Goldreis-Projekt ein, obwohl Potrykus damit ausdrücklich nicht kommerzielle, sondern karitative Ziele anstrebte. Greenpeace bekämpfte es trotz Finanzierung durch die Eidgenossenschaft als «Propagandaprojekt der Industrie», das ein gesellschaftliches Problem mit

technischen Mitteln angehe (was die Menschheit seit Jahrtausenden macht). Nach zwölf Jahren aufreibenden Kampfs – während deren acht Millionen Kinder an Vitaminmangel starben – soll der Goldreis in diesem Jahr auf den Philippinen endlich auf die Felder kommen. Der achtzigjährige Forscher kann sein Lebenswerk also wohl noch wachsen sehen.

Militante Wissenschaftsfeinde

Die üble Geschichte wiederholte sich mit Wilhelm Gruissem. Der 1952 geborene Deutsche führte im Jahr 2000 das Departement für Pflanzenbiologie im kalifornischen Berkeley, als ihn die ETH nach Zürich holte. Der Starforscher glaubte an den Weltruf der Schweizer Hochschule und an die Wissenschaftsfreundlichkeit der Schweizer Stimmbürger, die 1998 die Genschutz-Initiative verworfen hatten. Aber nach 2005, als das Volk den Anbau von



Im Visier: Gruissem.

gentechnisch veränderten Pflanzen für vorerst fünf Jahre verbot, kämpfte er immer einsamer für seine weltweit führende Arbeit – auch gegen militante Wissenschaftsfeinde, die sogar seine Familie attackierten. Wie Potrykus will auch Gruissem einen Beitrag leisten, um die Milliarden von Menschen in den armen Ländern zu ernähren. Dafür arbeitet er vorwiegend mit Maniok, der weltweit viertwichtigsten Kalorienquelle nach Reis, Mais und Zuckerrohr. Das Wurzelgewächs, auch als Cassava bekannt, stellt geringe Ansprüche an Bodenqualität, Düngung und Bewässerung; es eignet sich also besonders für die kargen Böden Afrikas. Aber die Pflanze leidet auch an Viruserkrankungen, die ganze Ernten vernichten, mit verheerenden Folgen für die Menschen. «Durch Gentechnologie können für Cassava einige der wichtigsten Probleme gelöst werden», weiss Wilhelm Gruissem. Im letzten Herbst konnte er denn auch einen Durchbruch im Kampf gegen ein gefürchtetes Virus verkünden – möglich machte diesen Erfolg allerdings nicht die Eidgenossenschaft, sondern die Bill & Melinda Gates Foundation, die wichtigste Mäzenin für die Menschheit.

Aber auch für die Schweiz hätten führende einheimische Forscher viel zu bieten – wenn sich das Land denn für die grüne Gentechnik öffnen würde. So arbeitet Professor Beat Keller von der Uni Zürich daran, Weizen gegen den Mehltau resistent zu machen,



Mehr Ertrag: Keller.

der schwere Schäden verursachen kann. Dafür setzten die Forscher ein Gen aus dem Erbgut einer alten asiatischen Weizensorte in ihre Pflanzen ein. Das ergab im Feldversuch teils eine grössere Widerstandskraft, teils auch bessere Erträge. Eine Weizenlinie erwies sich inzwischen im Gewächshaus als so vielversprechend, dass sie im nächsten Jahr auf dem Versuchsfeld angebaut werden soll: Nachdem Vandalen die Anlage an der Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon verwüstet haben, zahlt der Bund jetzt 750 000 Franken im Jahr, um das Feld zu sichern.

Pestizide werden überflüssig

Daneben schaffte ETH-Professor Cesare Gessler letztes Jahr einen Durchbruch bei seinen langjährigen Bemühungen, «die Pestizide in der Landwirtschaft aus ökologischen und toxikologischen Gründen zu ersetzen»: Er hat Apfelbäume der Sorte Gala gezüchtet, die gegen den Schorf, eine verheerende Pilzkrankheit, resistent sind, also nicht mehr mit Fungiziden behandelt werden müssen. «Ich mache Öko-Gentechnologie für Bio-



Durchbruch: Gessler.

bauern», sagt der Forscher deshalb. Er setzt auf so sanfte Methoden, dass sich die Äpfel nicht mehr als gentechnisch verändert erkennen lassen. Die Biobauern wehren sich dennoch gegen seine Arbeit: Sie fordern aus Prinzip den «Verzicht auf technisch-materielle Eingriffe in das Genom der Pflanze» – obwohl es ohne solche Eingriffe gar keine modernen Nutzpflanzen gäbe.

Markus Schär

Die grüne Gentechnik schadet zwar nachgewiesenermassen nicht, aber sie nützt angeblich wenig – deshalb ist sie zu verhindern, liberales Land hin oder her. Der Nationalrat stimmte mit 112 zu 62 Stimmen für eine Verlängerung des Moratoriums bis 2017, der Ständerat schloss sich fast diskussionslos mit 22 zu 12 Stimmen an. Kurz: Die Politik nahm die Forschungsergebnisse im NFP 59, die sie selber bestellt und bezahlt hatte, nicht zur Kenntnis.

Mit ihrem Bericht und ihrer Tagung in den letzten Tagen versuchten die vereinigten Akademien der Wissenschaften deshalb nochmals, das Publikum und vor allem die Politiker aufzuklären. Die Biotechnologen machen eigentlich nichts anderes als die Bauern, die seit Jahrtausenden ertragreichere Pflanzen gezüchtet haben, indem sie erwünschte Eigenschaften (die bei allen Lebewesen auf Genen im Erbgut angelegt sind) unterstützten und einkreuzten: Die Gentechnik kann im Gegensatz zu den traditionellen Methoden, die mit langwierigen Versuchsreihen vorgehen, dank ihrem Wissen um das Erbgut die vorteilhaften Eigenschaften gezielt ausprägen.

Für die Einführung von Nutzpflanzen sollte deshalb nicht mehr entscheidend sein, auf welcher Züchtungstechnik eine neue Sorte beruht, meint Professor Ueli Grossniklaus, sondern nur noch, ob sie die Sicherheitsprüfung besteht. Dem stimmt auch Ex-Bauernpräsident Hansjörg Walter zu: «Die Gentechnik ist ja einfach eine schnelle Züchtung – zumindest, solange nicht Gene von anderen Organismen eingebaut werden.» Die Konsumenten, die sich (grundlos) fürchten, ahnen zumeist nicht, dass alle Nutzpflanzen, die sie täglich essen, mit viel problematischeren Methoden gezüchtet worden sind, so durch die Behandlung mit Chemikalien oder die Bestrahlung mit Radioaktivität.

Ungerührt behaupteten sieben Parlamentarier in einem offenen Brief, die Schweizer Landwirtschaft brauche die Gentechnik nicht, weil sie auf ihre Qualitätsstrategie – Natur, Sicherheit, Gesundheit, Nachhaltigkeit – set-

ze. Ausserdem wünschten die Schweizer Konsumenten keine Gentechnik-Produkte. Dieser Befund überrascht nicht wirklich – aber er überzeugt auch nicht: Im NFP 59 führte der Medienprofessor Heinz Bonfadelli eine Studie zur Befindlichkeit der Konsumenten durch, und er stellte zwar fest, dass 60 Prozent keine Gentechnik-Produkte kaufen würden, aber auch, dass 71 Prozent Wahlfreiheit wünschen.

Neue Gelegenheit zum Verzögern

Also muss die Anti-Gentechnik-Allianz, die sich gerne auf das Volk beruft, einen Volksentscheid verhindern. Den offenen Brief, verfasst von der grünen Waadtländer Nationalrätin Adèle Thorens Goumaz, unterschrieben auch die Bauern Andreas Aebi (SVP/BE) und Hansjörg Hassler (BDP/GR) sowie mit Markus Ritter (CVP/SG) der Präsident und mit Jacques Bourgeois (FDP/FR) der Direktor des Bauernverbandes. Der überparteilichen Agrarfraktion wird – im Verbund mit den vereinigten Wissenschaftsfeinden – etwas einfallen, um die Einführung von gentechnisch gezüchteten Pflanzen weiter zu hintertreiben.

«Die Diskussion wird in den nächsten vier Jahren eine andere Kurve nehmen, als man meint.»

Die nächste Gelegenheit zum Verhindern oder zumindest zum Verzögern bietet das Gesetz samt Verordnung zur Koexistenz von gentechnisch veränderten Organismen (GVO) mit Nicht-GVO, das der Bundesrat im Januar in die Vernehmlassung gegeben hat. Bis im Mai sollen sich auch der Verkehrs-Club, die Bundesbahnen und das Fastenopfer, die Beratungsstelle für Unfallverhütung und die Gesellschaft für bedrohte Völker dazu äussern, ob sie in unserem Land GVO-freie Gebiete wünschen.

«Für mich ist die Schweiz dafür zu klein», meint Hansjörg Walter. Die Koexistenz bietet vor allem Probleme, weil wegen der imaginären Risiken die Anbaugelände und die Waren-

flüsse strikt getrennt werden müssen. Als Abstände der Kulturen schreibt die Verordnung, die gemäss Wissenschaft sicheren Werte verdoppelnd, 12 Meter bei Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben, sowie 100 Meter beim fremdbestäubenden Mais vor. Diese Vorschrift führt gemäss den Studien des NFP 59 zu Mehrkosten – weil sich die Bauern mit den Nachbarn absprechen müssen. Und zur Trennung der Warenflüsse müssen die Produzenten «alle Geräte und Maschinen nach Gebrauch gemäss dem aktuellen Stand des Wissens gründlich reinigen, wenn sie auch für nicht gentechnisch veränderte Organismen verwendet werden». Das würde beispielsweise bei den beiden Zuckerrübenfabriken Aarberg und Frauenfeld gemäss Verwaltungsrat Hansjörg Walter bedeuten, dass eine mit GVO und eine mit Nicht-GVO arbeiten müsste – dabei kann beim Zucker niemand mehr erkennen, ob er aus gentechnisch veränderten Zuckerrüben kommt.

Das Mittel gegen den Bauernblock

Die manipulierten Kosten für das Trennen der Anbaugelände und der Warenflüsse geben den Gentechnik-Gegnern genug Munition, um das Koexistenz-Gesetz zu bekämpfen, zumal sich niemand recht dafür einsetzen mag. Trotzdem glaubt der Freisinnige Ruedi Noser: «Die Diskussion wird in den nächsten vier Jahren eine andere Kurve nehmen, als man meint.» Einerseits setzt er darauf, dass aufgrund des Bienensterbens auch Kritiker einsehen, wie sich mit gentechnisch veränderten Pflanzen der Einsatz von Pestiziden vermeiden lässt. Und andererseits weist er darauf hin, dass die EU mit den USA ein Freihandelsabkommen abschliessen will, also ihre Abschottung gegen GVO aufgeben muss. Das Verbot liesse sich auch in der Schweiz als Teil des europäischen Binnenmarktes kaum mehr halten.

Schliesslich wäre den Gentechnik-Freunden wohl das ultimative Mittel zu empfehlen, um den Bauernblock sofort zerbröseln zu lassen: Direktzahlungen für besonders umweltfreundliche Pflanzen – wie den gentechnisch veränderten Raps. ○

Testfrage: Was brachte DIE WELTWOCHEN letzte Woche?

Herausragendes bleibt haften.
Ein gelungener Ausstellungsstand kann das auch.



KAMMER EXPO AG
Ausstellungsgestaltung
und Messestandbau
Tagelswangen/Schweiz
gestaltet und baut
effizient, europaweit.
kammerexpo.ch
Tel. +41 52 355 39 00

«Die Sparer haften zuletzt»

Pimco ist einer der weltweit grössten Vermögensverwalter. Unter Schweiz-Chef Christian Staub betreut das Unternehmen 30 Milliarden Franken – vor allem von Pensionskassen. Ein Gespräch über den Fall Zypern und die Lage der Vorsorgeeinrichtungen. *Von Florian Schwab und Christian Aeberhard (Bild)*

Herr Staub, die Euro-Krise ist seit letztem Sommer in den Hintergrund getreten. Jetzt gerät das Ein-Millionen-Land Zypern in Schwierigkeiten, und plötzlich ist sie wieder da.

Der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, hat im vergangenen Sommer klargemacht, dass er bereit ist, notfalls unbegrenzte Liquidität für die Stabilisierung des Euro zur Verfügung zu stellen. Diese Ankündigung hat die Lage beruhigt. Aber letztlich hat die Notenbank damit nur eine Brücke gebaut für die Politik. Der Weg über diese Brücke ist lang und beschwerlich. Das sieht man jetzt am Beispiel Zypern.

Im ersten Deal zwischen Zypern und seinen Euro-Partnern sollten alle Sparguthaben zur Sanierung der Banken herangezogen werden. Auch Kleinsparer mit Vermögen unter 100 000 Euro hätten ihren Beitrag leisten müssen. Eine kluge Idee?

Diese Vereinbarung hatte im zyprischen Parlament und in der Öffentlichkeit verständlicherweise keine Chance. Sie verletzt erstens die Zusage der EU, wonach Vermögen bis zu 100 000 Euro garantiert seien, und sie setzt zweitens die normale Haftungskette ausser Kraft: Zuerst haften Eigentümer und Fremdkapitalgeber. Erst dann die Sparer.

Wie bewerten Sie den zweiten Deal vom vergangenen Wochenende?

Zwar ist noch unklar, wie der Plan im Detail aussieht. Allerdings scheinen wesentliche Fehler korrigiert. Ein Staatsbankrott sowie der Kollaps des zyprischen Bankensystems wurden verhindert. Trotzdem fällt auf, dass es den Vertretern der Troika aus EZB, EU und Internationalem Währungsfonds zunehmend schwerfällt, Rettungsaktionen durchzuführen. Perioden der Instabilität dürften sich in Zukunft häufen.

Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass die Regierungen der Euro-Zone den Weg über die EZB-Brücke gehen werden?

Wir sind sicher, dass der Euro überleben wird. Die Politik hat klargemacht, dass sie das dafür Nötige tun wird. Das darf man als Ökonom nicht unterschätzen.

Gilt das für sämtliche Länder der Euro-Zone, oder wird es Austritte geben?

Zumindest langfristig kann man eine Verkleinerung der Euro-Zone nicht ausschliessen. In dem einen oder anderen Mitglieds-



«Perioden der Instabilität dürften sich häufen»: Finanzexperte Staub in Zürich.

land der Peripherie ist die Verschuldung im Vergleich zur Wirtschaftsleistung einfach extrem hoch.

Die öffentliche Verschuldung der Euro-Zone nimmt weiter zu.

Ja. Wir sind jetzt bei einer Verschuldung von über 90 Prozent des BIP, Tendenz steigend – laut den Maastricht-Kriterien dürften es nur 60 Prozent sein.

Selbst wenn Massnahmen wie Bankenaufsicht, Rettungsfonds und eine einheitlichere Finanzpolitik der Mitgliedsstaaten greifen, dauert es somit Jahrzehnte, bis die Euro-Zone wieder innerhalb der Maastricht-Grenzen ist.

Das kann überhaupt nur mit Wachstum erreicht werden. Derzeit ist die Euro-Zone weiterhin in einer Rezession. Wir rechnen mit 0,75 bis 1,25 Prozent Rückgang der Wirtschaftsleistung in diesem Jahr.

Die EU selbst geht von einem Rückgang des Bruttoinlandsprodukts (BIP) um 0,3 Prozent aus.

Unsere Prognose bewegt sich vergleichsweise im unteren Bereich. Allerdings ist nicht alles schlecht. Die Exporte von Spanien, Italien und Griechenland liegen heute bereits über dem Niveau von 2007 und wachsen kontinuierlich. Die Arbeitsmarktreform und die Bankenrekapitalisierung in den Peripherieländern deuten auf eine mittelfristige Entspannung hin. Bei der EZB sind die Mittel ja noch nicht ausgereizt: Sie dürfte in Zukunft auch gegen deutschen Widerstand vermehrt direkt an den Anleihenmärkten intervenieren. Auch bei den Zinsen besteht noch Spielraum nach unten. Aktuell beträgt der Leitzins 0,75 Prozent. In den nächsten zwölf Monaten ist mit einer Senkung um 0,25 oder gar 0,5 Prozentpunkte zu rechnen.

Von der Euro-Zone einmal abgesehen: Wie geht es der Weltwirtschaft?

Die USA wachsen momentan mit 1,5 bis 2 Prozent. Wir rechnen damit, dass dies im nächsten Jahr anhält. Historisch gesehen, wird das Jahr damit eher durchgezogen ausfallen. Lichtblicke gibt es in den Schwellenländern. Grosse Volkswirtschaften wie Brasilien, Mexiko, Russland und China wachsen nach wie vor sehr stark.

Pimco ist weltweit der grösste Assetmanager im Bereich der festverzinslichen Anlagen. In der Schweiz bieten Sie institutionellen Kunden Ihre Dienste an. Wie sieht das Portfolio einer durchschnittlichen Pensionskasse aus?

Rund 27 Prozent Aktien und rund 35 Prozent Obligationen. Dieser Mix ist langfristig gleichbleibend und bewährt.

Was können Pensionskassen tun, um ihre Rendite bei den Obligationen zu steigern?

Die weltweit tiefen Zinsen haben weitreichende Konsequenzen, insbesondere für

Investoren, die darauf angewiesen sind, eine bestimmte Rendite zu erreichen. In Zeiten, da die zehnjährige Schweizer Staatsanleihe mit nur 0,7 Prozent verzinst ist, stellt sich die Frage, wie man mit ähnlichem Risiko eine höhere Rendite erreichen kann. Wir beobachten, dass sich die Verteilung zwischen Frankenobligationen und Fremdwährungsobligationen zugunsten der Fremdwährungen verschiebt. Allerdings halten die Pensionskassen immer noch rund zwei Drittel ihrer Obligationen in Schweizer Franken – bei den Aktien sind es überwiegend Papiere in Fremdwährungen. Weitere Möglichkeiten sehe ich in der Gewichtung: Die meisten Pensionskassen gewichten ihre globalen Anleihenportfolios nach dem Volumen der Verschuldung. Je höher die Gesamtschulden eines Landes, desto höher der Anteil im Portfolio. Das ist nicht optimal.

Wie ist es um das finanzwirtschaftliche Know-how in Schweizer Pensionskassen bestellt?

Viele kleine Vorsorgeeinrichtungen sind verschwunden. Die Konsolidierung hat zu einer Professionalisierung geführt. Das merkt man. Wie bereits angedeutet, sehe ich in der konkreten Umsetzung noch Spielraum.

Gerade die Geschichte des Euro zeigt, dass Fremdwährungen Risiken bergen. Wie stark sind unsere Vorsorgeeinrichtungen noch in der Euro-Peripherie exponiert?

Genau kann ich das nicht sagen. Wir haben unseren Kunden bereits ab 2009 und 2010 einen Rückzug empfohlen. Vor dem Hintergrund höherer Risikoaufschläge raten wir wieder zum Kauf italienischer und spanischer Papiere mit kurzer Laufzeit. Allerdings betrachten wir es nicht mehr als risikolose Anlage, sondern als Kreditinvestment.

Wie schütze ich ein ausländisches Investment vor Währungsschwankungen? Der US-Dollar ist beispielsweise wieder deutlich stärker geworden.

Für die grossen Währungen ist die Absicherung über Währungskontrakte möglich und auch nicht besonders teuer. Unter dem Strich bleibt die Rendite trotzdem höher als in der Schweiz.

Und in den Schwellenländern?

Es gibt 12 Billionen an ausstehenden Emerging-Market-Obligationen, also Staatsanleihen von Schwellenländern. Das ist ein riesiger Markt geworden, und Schwellenländer sind immer noch attraktiv: Sie bieten hohe Wachstumsraten bei tiefer Verschuldung. Die durchschnittliche Rendite von Schwellenländer-Obligationen liegt bei 5,5 Prozent. Anders als früher geben immer mehr Schwellenländer Anleihen in ihrer eigenen Währung statt in US-Dollar oder Euro heraus. Aber die Absicherung der Währungsschwankungen ist hier schwierig oder teuer. Wir empfehlen, einen kleinen Anteil des

Portfolios zu investieren, aber dafür das Währungsrisiko zu tragen.

Was ist von Anleihen mit Inflationsschutz zu halten?

Unser Haus ist ein grosser Freund solcher Anleihen. Sieht man die nächsten zwölf Monate an, ist die Gefahr aber relativ gering. Wegen der hohen Arbeitslosigkeit in den Industrienationen dürfte es derzeit nicht zu einer Lohn-Preis-Spirale kommen. Die Inflationsrate liegt weltweit auf tiefen 2 bis 2,5 Prozent. Einen Inflationsschub erwarten wir erst innerhalb der nächsten fünf Jahre, und zwar dort, wo die Notenbanken sehr viel Liquidität zur Verfügung gestellt haben. Die US-Notenbank hat sich selbst in den vergangenen Monaten eine grössere Flexibilität in puncto Inflation eingeräumt. Sie will die Zinsen tief halten, solange die «erwartete Inflation» 2,5 Prozent nicht übersteigt. Dieser philosophische Wandel deutet darauf hin, dass die Fed bereit sein wird, die Inflation etwas länger laufen zu lassen. Bei der Bank of England sieht es ähnlich aus.

Wie sehen Sie die Zukunft der Kursuntergrenze des Schweizer Frankens zum Euro?

Die Massnahme hat sich bisher bewährt. Allerdings hat sie ihren Preis: In der Bilanz der Nationalbank haben wir jetzt Devisen im Wert des gesamten Schweizer Bruttoinlandsprodukts. Die weitere Entwicklung hängt von der Euro-Zone ab. Sollte sich die Lage wieder zuspitzen, ist auch der Schweizer Franken wieder stärker gefragt.

Vor einem halben Jahr sah die Lage vieler Pensionskassen düster aus. Dann schlossen sie das letzte Jahr sehr gut ab. Man spricht von Renditen zwischen 7 und 8 Prozent. Waren die Sorgen unbegründet?

Die Deckungsgrade haben sich verbessert. Private Vorsorgeeinrichtungen sind heute im Schnitt zu 106 Prozent gedeckt, bei den öffentlichen liegt der Deckungsgrad knapp unter 100 Prozent. Der Anteil von Pensionskassen in Unterdeckung ist zurückgegangen. Das gute Börsenjahr 2012 hat geholfen. Dass das Thema nicht erledigt ist, sieht man bei langfristiger Betrachtung: Zwischen Januar 2000 und September 2012 lag die durchschnittliche jährliche Rendite bei 2,2 Prozent – die Gesetzgebung verlangt bei der zweiten Säule im Schnitt aber eine Mindestverzinsung von 2,7 Prozent.

Christian Staub, 42, begann 2008 mit dem Aufbau der Schweizer Niederlassung von Pimco. Zuvor war er mehrere Jahre am Hauptsitz des Unternehmens in Newport Beach, Kalifornien, tätig. Der Finanzspezialist mit Diplomen von der Universität St. Gallen und der Harvard University sammelte zuvor Erfahrungen bei der UBS in Zürich, Singapur und Hongkong. Mit rund zwei Billionen US-Dollar an verwalteten Vermögen ist Pimco einer der weltweit grössten Investoren und der grösste private Halter von Staatsanleihen.

Am 16. Mai veröffentlicht die *Weltwoche* eine Sonderbeilage zum Thema Altersvorsorge.



1944

Der neue Weltwährungsplan

An der Konferenz von Bretton Woods wurden die Grundlagen für eine neue Weltwährungsordnung gelegt. Der Kompromiss zwischen den Grossmächten sieht die Schaffung eines Internationalen Währungsfonds (IWF) vor. Soll die Schweiz mitmachen?

Im Rahmen der Nachkriegsplanungen ist jüngst von der grossen Mehrheit der Vereinigten Nationen wenigstens auf einem Gebiet ein einheitliches Planwerk geschaffen und verkündet worden: ein Weltwährungsplan, mit dessen Hilfe nach dem Krieg der Währungszersplitterung in den einzelnen Ländern bekämpft und der Welthandel allmählich wieder in normale Bahnen gelenkt werden soll. [..]

Im Frühjahr 1943 bereits legten England und die U. S. A. je einen Währungsplan vor, den für England der hervorragende Wirtschafts- und Finanzwissenschaftler Professor Keynes, für Amerika der Schatzamtsuntersekretär und Direktor des amerikanischen Währungsausgleichsfonds White ausgearbeitet hatte.

Im Herbst trat dann eine Konferenz von über hundert Sachverständigen aus dreissig alliierten Staaten zusammen, die sich nach mehr als sechsmonatigen Beratungen nun auf ein neues Projekt geeinigt haben, das über einen Kompromiss zwischen Keynes- und dem White-Plan hinausgeht. [..]

Dieser Plan ist nun nach mehrwöchigen Aussprachen von der Weltwährungskonferenz in Bretton Woods in allen seinen wesentlichen Punkten von den Finanzdelegierten aus 44 Ländern angenommen worden. Worin bestehen nun die Hauptmerkmale des neuen Planes? Zunächst wird entsprechend einem Grundgedanken des White-Planes ein «Weltwährungsfonds» geschaffen. [..]

Im Gegensatz zum Keynes-Plan wurde die von den Amerikanern gewünschte feste Bindung an das Gold beibehalten und auch ihre Idee eines Weltwährungsfonds dem englischen Vorschlag einer Weltclearingbank vorgezogen. Das sogenannte multilaterale Clearingprinzip, das Keynes – dabei natürlich geleitet von dem Gedanken der besondern britischen Welthandelsinteressen – zur Grundlage seines Planes gemacht hatte, war ja den Amerikanern von vornherein ein Dorn im Auge, weil umgekehrt ihre Stellung im Welthandel sie auf den ihnen vorteilhafteren Weg zweiseitiger Handels- und Wirtschaftsverträge verwies und sie darüber hinaus auch ihres Eigeninteresses wegen grundsätzliche Gegner aller staatlichen Eingriffe in das Währungswesen und die Devisenwirtschaft sind.

Aber auch die U. S. A. mussten sich in mancher Abänderung ihres ursprünglichen Projek-

tes finden. In Gemeinschaft mit der Sowjetunion, die dem Plan gleichfalls zugestimmt hat, und mit den kleineren Staaten ist es den Vertretern des britischen Empires doch gelungen, den amerikanischen Plan in wichtigen Punkten zu modifizieren. [..]

Wenn es England gelungen ist, diese Abschwächungen des ursprünglichen amerikanischen Planes durchzusetzen und neben ihnen auch largere, labilere Bedingungen für die Währungsmanipulationen der einzelnen Länder, so dankt es dies wohl der Tatsache, dass



US-Finanzminister Morgenthau (l.), Ökonom Keynes.

das britische Weltreich zusammen mit der Sowjetunion in der Welt-Goldproduktion eine die U.S.A. weit überragende Stellung einnimmt. Zwar sind deren Vorräte an Münz- und Barrengold weitaus grösser, aber es ist einleuchtend, dass die beiden andern Mächte durch Förderung oder Restriktion der Produktion des Metalles Gold durchaus in der Lage sind, auf die Gestaltung des Goldpreises einen nachhaltigen Einfluss auszuüben.

Wenn aber die U.S.A. glauben, die künftige Weltwährungsordnung ganz auf das Gold abstellen zu wollen, weil sie über grosse Goldvorräte verfügen, so zwingt gerade diese Absicht

sie doch zur Rücksicht auf die Goldproduzenten. Denn starke Schwankungen des Goldpreises würden zweifellos das Sicherheitsmoment der neuen Währungsordnung stark beeinträchtigen, und nicht nur die englische, sondern erst recht die amerikanische Wirtschaft strebt ja nach stabilen Bedingungen für den Neuaufbau der Weltwirtschaft. [..]

Zugeständnisse und Opfer

Der so erzwungene Interessenausgleich zwischen den grossen Weltmächten hat für die kleineren Staaten, zu denen auch die Schweiz gehört, den Vorteil mit sich gebracht, dass der ganze Weltwährungsplan in entscheidenden Punkten labiler geworden ist. Wenn er auch heute noch keineswegs in idealer Weise auf die Bedürfnisse unseres Landes zugeschnitten ist, so bietet er jetzt doch eine ganz andere, viel bessere Diskussionsgrundlage für die Frage, ob sich die Schweiz an diesem Weltwährungsverein beteiligen soll.

Ein Nein, das für unsere Exportindustrie verheerende Folgen haben könnte, ist gegenüber diesem modifizierten Plan nicht mehr so leicht zu verantworten wie etwa gegenüber dem ursprünglichen White-Plan. Schliesslich können wir nicht erwarten, dass die grosse Mehrheit der Weltvölker sich in ihren Wirtschaftsplänen speziell nach unseren Schweizer Bedürfnissen richtet. Wenn wir Einfluss auf die Gestaltung dieser Pläne gewinnen wollen und eine Lösung herbeizuführen suchen, die sich mit unseren besondern Interessen und mit unserer Auffassung von den wirtschaftlichen Souveränitätsrechten unseres Staats vereinbaren lässt, dann bleibt wohl kaum ein anderer Weg, als dass wir uns recht-, d. h. frühzeitig in diese internationale Weltwährungsdiskussion einzuschalten suchen. Auch das mag gewisse Unbequemlichkeiten bieten, aber wo er noch vorhanden ist, wird man sich den Gedanken gründlich abgewöhnen müssen, dass die Nachkriegszeit für uns eine Art Schlaraffenland werden kann.

Zugeständnisse und Opfer werden unvermeidlich sein, und das einzige, was wir durch aktives Mitraten und Mittun erreichen können, ist, dass sie sich in Grenzen halten, die für unsere Wirtschaft und unsern Staat als erträglich angesprochen werden dürfen. (Gy)

Der Artikel erschien in der *Weltwoche* vom 1. September 1944.

So teuer sind die Luxus-Verträge

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) wollte der Öffentlichkeit Rechenschaft ablegen über die Verwendung der GAV-Millionen. Doch die Empfänger der Zwangsabgaben stellen sich quer. Was passiert mit dem Geld? *Von Florian Schwab*

Letzte Woche beschrieb die *Weltwoche* die «Heimlichtuerei» um die Abgaben auf dem Arbeitsmarkt. Mehr als 600 000 Beschäftigte, die einem allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) unterstehen, müssen geschätzte 500 Millionen Franken jährlich an die sogenannten paritätischen Kommissionen entrichten. Diese sind zu gleichen Teilen aus Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern zusammengesetzt und sollen mit dem Geld den GAV-Vollzug gewährleisten. Beispielsweise indem sie bei Unternehmen überprüfen, ob sie die Bestimmungen des GAV einhalten.

In der Zwischenzeit ist die Geschichte weitergegangen. Das Seco hat die Verfügungen an jene paritätischen Kommissionen verschickt, welche sich gegen die Herausgabe ihrer Jahresrechnungen wehren: Von 29 betroffenen Branchen haben fast alle, nämlich 24, den Erlass einer Verfügung verlangt. Nun haben sie noch zwanzig Tage Zeit, Einsprache beim Bundesverwaltungsgericht zu erheben. Sonst werden ihre Zahlen öffentlich.

Als einzige paritätische Kommission veröffentlicht die Stiftung für den Frühzeitigen Altersrücktritt (FAR) im Baugewerbe ihre (gekürzte) Jahresrechnung im Internet. Damit setzt sie im allgemeinen Klima der Heimlichtuerei Transparenz-Massstäbe. Zudem hat die *Weltwoche* von einem Informanten die detaillierte Jahresrechnung erhalten:

— 2010 nahm die Stiftung FAR Vollzugskostenbeiträge im Umfang von 295,3 Millionen Franken ein. Das sind 3540 Franken pro unterstellten Arbeitnehmer in der Baubranche. Die Beiträge sind so hoch, weil der GAV speziell gelagert ist. Er dient, ähnlich wie eine Pen-

sionskasse, der Altersvorsorge und ermöglicht die Frührentierung. Baumeister bezeichnen ihn im privaten Gespräch als «Luxus-GAV».

— Der Verwaltungsaufwand beträgt 7,4 Millionen. Das sind 2,5 Prozent der Beitragssumme. Zum Vergleich: Laut Pensionskassenstatistik betragen die durchschnittlichen Verwaltungskosten in der zweiten Säule lediglich 1,4 Prozent.

— Beim Verwaltungsaufwand sticht der «Büro- und Verwaltungsaufwand Stiftung FAR» heraus: 1,4 Millionen ohne Personalaufwand. Der Stiftungsrat, der aus acht Arbeitgeber- und neun Arbeitnehmervertretern besteht, generiert laut Jahresrechnung Aufwände von 200 000 Franken. Pro Stiftungsrat macht dies knapp 12 000 Franken.

— Ein erklärungsbedürftiger Posten ist der «Personalaufwand Dritte», wofür die Stiftung 2,3 Millionen Franken aufwendet (neben Kosten für eigenes Personal von 1,6 Millionen). Es drängt sich der Verdacht auf, dass hier die Mitarbeiter der Gewerkschaft Unia quersubventioniert werden, denn teilweise wickelt die Stiftung ihre Aktivitäten in einem Gebäude der Unia ab. So würden die Beitragszahler die Unia zwangsalimentieren.

— Vom Betrag her vergleichsweise unbedeutend, aber doch aufschlussreich ist, dass die Jahresrechnung Ausgaben für Werbung von 30 000 Franken ausweist. Ob es im Sinne des Gesetzgebers ist, der alle Unternehmen und Angestellten der Branche dazu verdonnert, in die Kasse der Stiftung einzuzahlen?

Die Geschäftsführerin der Stiftung FAR war kurz vor Redaktionsschluss nicht für eine Stellungnahme erreichbar.

Was geschieht mit den Einnahmen der paritätischen Kommissionen in anderen Branchen? Solange die paritätischen Kommissionen bei ihrer Heimlichtuerei bleiben, kann man nur begründete Vermutungen anstellen.

Was wissen die Nationalräte?

Finanziert der Gesamtarbeitsvertrag des Innenausbau-Gewerbes in der Romandie die schicke Villa des Branchenverbands FRM in Mont-sur-Lausanne? In wie vielen Gremien der paritätischen Kommissionen sitzt Unia-Geschäftsleitungsmitglied Aldo Ferrari, und wie viel Geld aus den Vollzugskostenbeiträgen bekommt er dafür? (Eine überschlagsmässige Zählung ergibt mindestens vier Mitgliedschaften, darunter in der Stiftung GAV – wenn die übrigen Mandate ähnlich lukrativ sind, dann «verdient» Mandatesammler Ferrari in ein paar Jahren das gleichnamige Auto.)

Was wissen die Nationalräte aus dem Dunstkreis der GAV-Verbände über die Verwendung der Gelder: Paul Rechsteiner (SP, Gewerkschaftsbund), Ruedi Lustenberger (CVP, Schreiner), Peter Schilliger (FDP, Gebäudetechnik)? Warum verheimlicht die Hälfte der paritätischen Kommissionen ihre personelle Zusammensetzung, und warum haben manche noch nicht einmal eine Internetseite, auf der sich die Beitragszahler informieren können?

Wer unter dem Schutzschild des Staates Gebühren eintreibt, der muss sich solche Fragen gefallen lassen.

Sämtliche Dokumente zu dem Verfahren vor dem Öffentlichkeitsbeauftragten und dem Seco sind auf der Website www.oeffentlichkeitsgesetz.ch abrufbar.



ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

UNSERE ERFOLGREICHSTEN WEINE AUS SPANIEN

HIGHLIGHTS DER WOCHE



AALTO
2010
Aalto

ROBERT PARKER
92-94

CHF 34.55



ALION
2008
Vega Sicilia

ROBERT PARKER
95

CHF 50.75



HACIENDA MONASTERIO
COSECHA 2009
Hacienda Monasterio Cosecha

CHF 33.50

PSI - Dominio de Pingus 2010
CHF 34.55

Numanthia - Numanthia 2008
CHF 38.90

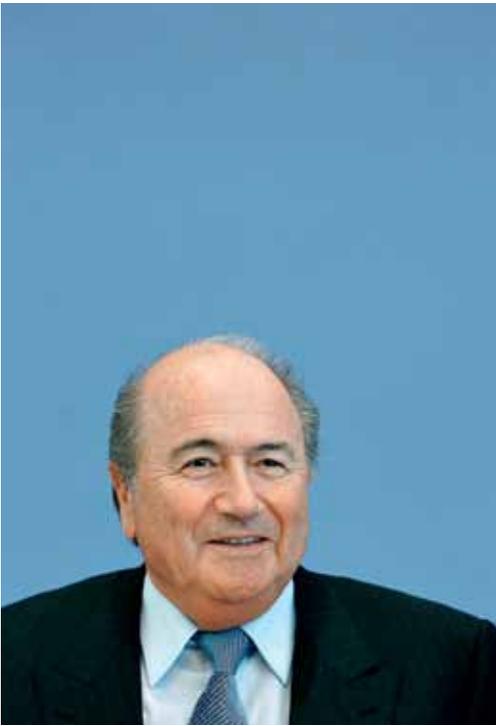
Tinto Valbuena 5 Reserva - Vega Sicilia 2007
CHF 102.60

Tinto Crianza - Pesquera - Alejandro Fernandez 2009
CHF 18.90

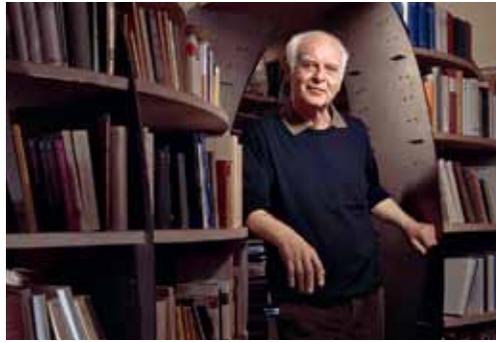
Mauro - Bodegas Mauro 2010
CHF 28.10

PS - Aalto 2010
CHF 84.25

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano, Transport nicht im Preis enthalten.



«Der Ball war klar im Tor»: Fifa-Präsident Blatter.



«Viel an der Scharia verdient Respekt»: Muschg.



«Klüger»: Grübel.



«Schock»: Darbellay.



«Fröhlich und höflich»: Rennfahrerin Surer.

Ja, ich habe meine Meinung geändert

Wer seinen Standpunkt revidiert, gerät schnell in Verdacht, ein Wendehals zu sein. Dabei kann dies auch ein Zeichen der Weisheit sein. Vierzehn Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur sagen, wann sie zum letzten Mal ihre Meinung geändert haben. Von Adolf Muschg, Christina Surer, Sepp Blatter u. v. a. m

Joseph S. Blatter Fifa-Präsident

Früher war ich klar gegen die Torlinientechnologie. Doch dann kam die Fifa-WM 2010 in Südafrika. So etwas wie beim Schuss von Frank Lampard gegen Deutschland darf es nie mehr geben! Der Ball war klar im Tor. Der Treffer wurde aber nicht gegeben. Ich kann solche Fehlentscheidungen als Präsident der Fifa bei einer WM nicht mehr verantworten. Die neuen Technologien sind deshalb bereits an der Fifa-Klub-WM im Dezember eingesetzt worden. Spätestens zu Beginn des Confederations Cup im Juni 2013 soll eines der Systeme fest installiert werden. Zum Wohle des Fussballs habe ich meine Meinung geändert. Übrigens: Nur der Dumme ändert seine Meinung nicht. Wer trotz genügend vorhandener Argumente stur bleibt, der bleibt stehen und entwickelt sich nicht mehr weiter.

Adolf Muschg Schriftsteller

Erst kürzlich habe ich ein Interview mit einem ägyptischen Islamgelehrten gelesen und meine Meinung geändert, dass die Scharia indiskutabel sei. Es ist viel daran, was Respekt verdient. Scharia, lese ich, heisst eigentlich «Wasserstelle». Wer aus dieser Quelle schöpft, macht, beispielsweise, die Trennung von Kir-

che, Staat und Kultur nicht mit, die wir für eine zentrale Errungenschaft westlicher Kultur halten. Wir verdanken ihr einen enormen Zuwachs an Freiheit und Energie. Aber die globalen Verhältnisse, welche diese Kernspaltung produziert hat, machen jetzt auch Verluste derselben Grössenordnung unübersehbar. Ein geteiltes Gewissen kann so viel heissen wie: kein Gewissen. Eine Freiheit, die man nur zum eigenen Vorteil wahrnimmt, entrechtet diejenigen, welche die Rechnung dafür bezahlen. Dass wir den Glauben zur Privatsache erklärt haben, macht es möglich, Moral selektiv zu praktizieren. Die Menschenrechte der Stärkeren können zum Feigenblatt der Willkür werden; ihre Opfer nehmen sie als Heuchelei wahr. Die Wut dagegen kommt von Herzen und ist nicht unbegreiflich.

Natürlich ist der Mensch von Haus aus ein geteiltes Geschöpf. Niemand kann Verhältnisse zurückwünschen, die diesen Widerspruch leugnen. Aber mehr Verständnis für Kulturen, die ihn einem höheren Gesetz unterwerfen, müssen wir uns schon leisten. Auch uns hat die Aufklärung nicht definitiv von «selbstverschuldeter Unmündigkeit» (Kant) emanzipiert. Solange der Mensch aus krummem Holz geschnitzt ist, bleibt er, evangelisch gesprochen: ein armer Sünder. Die pharisäische Antwort darauf – das Pochen auf

eigene Rechtmässigkeit – klingt hohl. Solange «Gott der Allmächtige» über der Schweizer Verfassung steht, sollte man Kulturen ernst nehmen, die diesen Namen nicht als Leerformel behandeln. Darin steckt, ausser blinder Ehrfurcht, viel sehende Menschenkenntnis und zivilisierte Vernunft. Die Widersprüchlichkeit unserer «Werte»-Diskussion sollte uns gnädiger stimmen gegen Gesellschaften, die ihre Werte der Diskussion entziehen. Dafür sprechen starke Gründe, ob wir sie gutheissen oder nicht. Etwas hat die Scharia jedem bürgerlichen Gesetzbuch voraus: Sie bewahrt eine heilsame Erinnerung daran, dass es im Kern nicht darauf ankommt, was der Mensch haben will, sondern darauf, wie er handelt und wer er ist – in Gottes Namen. Aber auch ohne.

Christina Surer Rennfahrerin und Schauspielerin

Arme Leute in Entwicklungsländern sind eher unglücklich – dachte ich bis vor kurzem. Im letzten Juni bin ich als Botschafterin des Schweizerischen Roten Kreuzes nach Nepal gereist. Die Hilfsorganisation baute in abgelegenen Bergdörfern Brunnen für die lokale Bevölkerung, die keinen Zugang hat zu sauberem Trinkwasser. Obwohl sie nichts haben, waren die Menschen fröhlich und unglaublich

höflich. Überwältigt war ich von ihrer Gastfreundschaft: Eine junge Frau namens Rita hat die Nacht auf dem Boden verbracht, damit ich in ihrem Bett schlafen konnte. Von dieser Herzlichkeit und Fröhlichkeit könnten wir selber etwas lernen.

Oswald J. Grübel

Bankier, ehemaliger CEO von UBS und CS

Für mich ist es selbstverständlich, die Meinung zu ändern, wenn ich etwas Neues erfahre. Deshalb erinnere ich mich gar nicht mehr daran, wann das zum letzten Mal geschehen ist. Ich habe in meinem fünfzigjährigen Berufsleben zu oft miterleben müssen, wie grosse Fehlentscheide und Verluste entstanden sind, weil der Verantwortliche seine Meinung nicht ändern wollte, obwohl neue Erkenntnisse es erfordert hätten. Es ist ein Phänomen in der Politik wie in der Wirtschaft, dass Präsidenten und CEOs nicht in der Lage sind, ihre Meinung zu korrigieren, bis die Tatsachen es unabdingbar machen. Unsere Welt wäre ein besserer Platz, wenn Wirtschaftsführer und Politiker überzeugt wären, dass es klüger ist, seine Meinung zu revidieren, als stur zu bleiben.

Christophe Darbellay

Parteipräsident CVP Schweiz

Heute denke ich anders über die Atomenergie. Ich war zwar nie ein Fan dieser Technologie, habe sie aber lange für ein notwendiges Übel gehalten. Dann kam der Reaktorunfall in Fukushima. Das hat mich schockiert, denn Japan ist nicht die Sowjetunion, sondern ein hochentwickeltes Land wie die Schweiz, mit ebenso hohen Sicherheitsansprüchen. Mein Schwager lebte damals in Tokio, er musste nach der Katastrophe mit seiner Familie fliehen, das war für alle nicht sehr lustig. Seit Fukushima ist für mich klar, dass wir weg müssen von der Kernenergie. Die Gefahr eines Unfalls ist zwar sehr klein, aber die Auswirkungen wären verheerend. Für den Ausstieg ist jetzt der richtige Moment, denn die Schweizer Bevölkerung wird in den nächsten Jahren kaum neue Atomkraftwerke bewilligen – und in den 25 Jahren bis zum Ausstieg haben wir Zeit, eine alternative Energieversorgung aufzubauen.

Urs Kliby

Bauchredner

Vor einiger Zeit war ich als Unterhalter unterwegs auf dem Kreuzfahrtschiff «MS Europa». Auf der Liste der Entertainer war auch Erich von Däniken – genau, das ist der mit den Ufos und den Ausserirdischen. Den habe ich immer ein wenig belächelt, mit seinen kleinen grünen Männchen. «Was will denn der hier?», habe ich mich vor seinem ersten Auftritt gefragt, und vielen anderen Fahrgästen ging es gleich. Bis von Däniken auf die Bühne trat. Er

legte los mit den Mayas, kam auf die Ausserirdischen und erklärte uns nebenbei, wie die berühmten Steinfiguren auf die Osterinsel gekommen sind. Das war alles derart packend und faszinierend, dass am Ende alle gesagt haben: «Du, der könnte vielleicht doch recht haben.» Von Däniken hat eine unglaubliche Überzeugungskraft. Selbst wenn er erzählt, dass Moses seine Gebotstafeln von Ausserirdischen erhalten habe, hält man das für glaubhaft. Und seine Theorie, dass die Steinfiguren auf der Osterinsel von Ausserirdischen eingeflogen wurden, ist gar nicht so abwegig. Denn die Insel sieht aus der Vogelperspektive wie ein Flugplatz aus. Ob ich seit der Begegnung mit von Däniken an Ausserirdische glaube? «Glauben» würde ich das jetzt nicht nennen, aber ich vermute, dass es irgendwo da draussen im All etwas gibt. Und von Däniken belächeln werde ich bestimmt nicht mehr.

Andreas Gross

Nationalrat SP

Wie der FC Basel im letzten Herbst den Trainer Heiko Vogel von einem Tag auf den anderen vor die Türe setzte, war für mich ebenso unverständlich wie unannehmbar. Unmenschlich, asozial, unangemessen. War jetzt auch der FCB, «unser FCB», von der herrschenden Brutalität und kalten Profitlogik der Wirtschaftswelt erfasst worden? Heiligte jetzt auch im FCB der Zweck alle Mittel? Der neue Trainer modifizierte das System ebenso wie die Zusammensetzung der Equipe. Das Team spielt oft schöner und besser, mit mehr Zug, mehr Freude und mehr Speed. Die Resultate sind entsprechend; noch besser als in Vogels Sommer. Der FCB ist wieder an der Spitze und im Viertelfinal des Europacups. Ich besuche wie

der Spiele – nach Vogels Rausschmiss hatte ich mir totale Abstinenz geschworen. Habe ich mich damit nun auch dem Erfolgsdiktat unterworfen? Bin ich damit den (Un-)Werten erlegen, denen Heiko Vogel geopfert wurde? Habe ich mich als utopischer Idealist erwiesen, der noch nicht begriffen hat, dass auch der Fussball ein Geschäft ist und im Geschäft andere Regeln gelten als Rücksicht und Menschlichkeit? Ein Trost bleibt: Der Zweifel kann auch im Fussball als Quelle des besseren Verständnisses der Wirklichkeit verstanden werden.

Regula Rytz

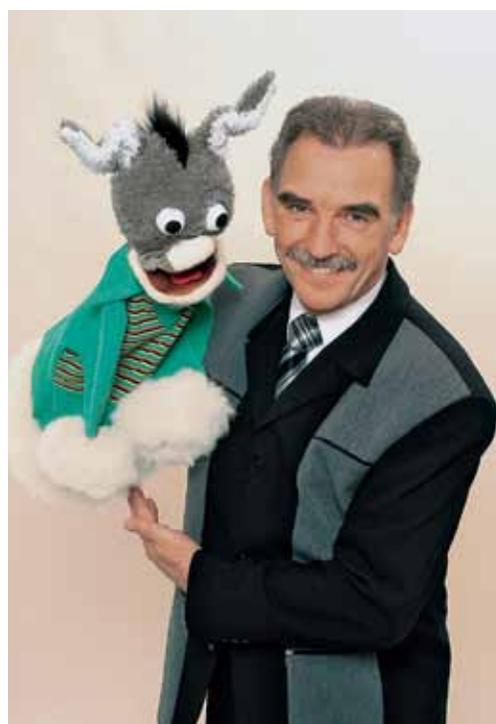
Co-Präsidentin Grüne

Im Sommer gehörte ich zu den Befürworterinnen des Steuerabkommens mit Deutschland. Zwar sind wir Grünen grundsätzlich für den automatischen Informationsaustausch mit allen anderen Staaten. Aber das Steuerabkommen hätte es ermöglicht, deutsche Schwarzgeldkonten rasch aufzudecken und nachträglich zu versteuern. Der Entscheid war falsch, wie sich im Nachhinein zeigt: Deutschland hat das Abkommen abgelehnt – und wir haben viel Zeit verloren. Denn die Diskussion um den automatischen Informationsaustausch ist jetzt in der Schweiz blockiert, weil der Druck nur noch von aussen kommt. Es wäre besser gewesen, das Steuerabkommen von Anfang an abzulehnen und den innenpolitischen Druck zu erhöhen. Tja, im Nachhinein weiss man immer mehr.

Pierin Vincenz

CEO Raiffeisen-Gruppe

Im Verlauf meiner Führungstätigkeit habe ich meine Meinung in Bezug auf den Füh-



«Gar nicht so abwegig»: Bauchredner Kliby.



«Falscher Entscheid»: Nationalrätin Rytz.



«Unser FCB»: Politiker Gross.

rungsstil revidiert. Früher orientierte ich mich ausschliesslich an Fakten, Leistung und Ergebnissen. Ein sachlicher, leistungsorientierter Führungsstil, wie er auch im Militär praktiziert wurde. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass man damit, in einem Netzwerk, wie es die Raiffeisen-Gruppe ist, nicht sehr weit kommt. Je weniger Hierarchie, desto mehr Kommunikation und Überzeugungsarbeit braucht es. Heute investiere ich deshalb auch sehr viel Zeit in gute zwischenmenschliche Beziehungen im Unternehmen. Denn sie legen die Basis für gute Leistungen im Netzwerk.

Chris von Rohr

Musiker, Musikproduzent und Buchautor

Wer seine Meinung ändert, muss nicht immer der Windfahnen-Sprungbrett-Politiker-Fraktion angehören. Eines der wichtigsten Erfolgsrezepte des Lebens ist: sich selbst, seine Worte und seine Taten immer wieder zu hinterfragen und gegebenenfalls zu justieren. Nicht immer ist die erste Idee die beste – zu jeder These gibt's eine Antithese, und keine Meinung ist sakrosankt. Gerade gestern wollte ich ein mir überdrüssiges Lied aus unserem Krokus-Live-Set verbannen, um dann zu merken, dass ich falschlag. Ich kann am Morgen einen Song genial finden, ihn am Nachmittag anzweifeln, um ihn am Abend wegzuworfen. Natürlich hätte fast jeder eine andere Meinung dazu. *Opinions are like assholes – everybody has one!* Mir sind aber Menschen mit fragwürdigen Ansichten immer noch lieber als jene, die sich nicht trauen, ihren eigenen Standpunkt zu vertreten. *Be aware of the Gummibaum!* In diesem Sinn: Immer schön geschmeidig bleiben ...

Frank Urbaniok

Psychiater

10. Juni 1982: 400 000 Menschen demonstrieren in Bonn gegen die geplante Stationierung von Pershing-II-Raketen. Ich bin dabei, und meine Meinung ist klar: für Frieden und Abrüstung, gegen neue Raketen auf deutschem Boden. Das ist eine gute Sache. Nicht selten sind Meinungen eine gefühlte Wahrheit. So war es auch hier. Sich gegen das Establishment empören und Teil einer Bewegung sein: Das fühlte sich gut an. Ausserdem war die Demo ein Mega-Event. Klar musste man dabei sein. Allerdings waren mir Massenbewegungen schon immer verdächtig. Und so dauerte es nicht lange, bis ich mich an diesem sonnigen Tag in Bonn unwohl fühlte. Als ich mich später vertieft mit dem Thema beschäftigte, musste ich erkennen, dass ich es mir bequem gemacht hatte. Meine Meinung änderte ich komplett. Denn manchmal ist es nicht so einfach, wie man denkt. 1988 wurden alle Mittelstreckenraketen in Europa abgeschafft. Die angedrohte «Nachrüstung» hatte dazu beigetragen. Das Beispiel zeigt: Meinungen sind schnell ge-

macht. Viel mühsamer ist es, sich differenziertes Wissen anzueignen. Deswegen bewegen wir uns alle mit unseren bequemen Meinungen auf dünnem Eis.

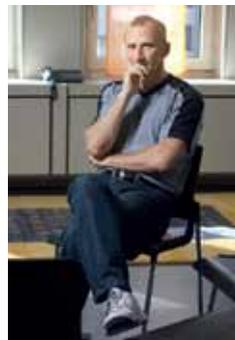
Claudine Esseiva

Generalsekretärin FDP-Frauen

Als Freisinnige bin ich eigentlich gegen neue staatliche Zwangsabgaben. Deshalb war ich zuerst gar nicht begeistert, dass das neue Raumplanungsgesetz (RPG) eine Gewinnabschöpfung von zwanzig Prozent für neue Ein-



«Führungsstil»: Bankmanager Vincenz.



«Bequem»: Urbaniok.



«Mutig»: Leutenegger.

zonungen verlangt. Doch inzwischen bin ich überzeugt, dass diese Steuer auch aus liberaler Sicht vertretbar ist. Denn sie basiert nicht auf einer Leistung, sondern auf einer Art «Glücksgewinn», den Grundstückbesitzer dank einer Einzonung einstreichen. Zudem trägt die Abschöpfung dem Umstand Rechnung, dass die Allgemeinheit im umgekehrten Fall bereits heute bezahlt – wenn Gebiete ausgezont und die Besitzer entschädigt werden müssen. Das neue RPG ist ein griffiges Gesetz, um die Zersiedlung einzudämmen; deshalb bin ich froh, dass es angenommen wurde. Gerade in meinem Heimatkanton Freiburg hat man zu lange zugeschaut, wie ganze Landstriche zugebaut wurden.

Lorenzo Leutenegger

«Bachelor»

Ich ändere meine Meinung sehr oft, weil ich ab und zu übereilig bin. Beispielhaft dafür ist der Entscheidungsprozess für den «Bachelor». Eine erste Anfrage von Blofeld, der PR-Agentur von 3+, habe ich abgelehnt. Auch nach einem weiteren Versuch von 3+ war ich immer noch überzeugt, dass ich nicht beim

«Bachelor» mitmachen werde. Schliesslich liess ich mich zu einem Meeting mit dem Sender überreden, aber auch dieses konnte mich nicht endgültig überzeugen. Als ich nach Hause fuhr, liess ich das Treffen gedanklich Revue passieren. Schliesslich rief ich meinen Vater an und fragte ihn, was er vom Angebot halte. Seine Antwort war erstaunlich positiv – und als ich auch bei meiner Geschäftsleitung auf ein positives Echo stiess, dachte ich mir: «Verdammt, sei mutig und korrigiere deinen Entscheid!» Am nächsten Tag habe ich nach



«Justieren»: von Rohr.



«Ausbeutung»: Badran.



«Glücksgewinn»: FDP-Politikerin Esseiva.

einem erneuten Treffen gefragt. Meine Meinung hatte ich in dem Moment schon geändert, und da ich mich sehr schnell wohlfühlte, stand dem Abenteuer nichts mehr im Wege.

Jacqueline Badran

Nationalrätin SP

Früher dachte ich, die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union sei eine gute Sache. Ich glaubte, dass es darum gehe, dass sich freie Menschen in einer freien Welt bewegen könnten. So hoffte ich, dass die Personenfreizügigkeit helfen werde, die Nationalstaaten zu überwinden. Heute sehe ich: Sie ist ein Werkzeug des Kapitals, in dem Menschen zu mobilen Humankapitaleinheiten degradiert werden. Die Personenfreizügigkeit führt nicht zu weniger, sondern zu mehr Ausbeutung. Dem können wir nur begegnen, wenn wir das Kapital innerhalb von Europa verteilen – und nicht die Migration.

Aufgezeichnet von Christoph Landolt und Lucien Scherrer

Wunderbare Feindschaft

Der Beinahe-Crash zweier Egos: Die beiden Formel-1-Piloten Sebastian Vettel und Mark Webber können nicht anders als schnell fahren. *Von Peter Hartmann*

Eine Stallorder, wie sie die Red-Bull-Boxengeneräle im Autodrom von Sepang zum Grand Prix von Malaysia ihren beiden Piloten Sebastian Vettel, 25, dem dreifachen Weltmeister, und Mark Webber, 36, dem ältesten Fahrer des Formel-1-Zirkus, befehlen wollten, ist das Gegenteil von Rennfahren. Verkehrsampeln gibt es im Alltag genug.

Deshalb war der Sieg Vettels auch kein «Diebstahl» des «Kannibalen», «Rowdys», «Betrügers» und «Unbelehrbaren» an seinem «Gentleman»-Kollegen, wie die Medien ihre Schuldzuweisungen erteilten. Für ein praxisnahes Urteil brauchte es einen Sportstar, der schon ganz oben und ganz unten war auf der Karriere-Achterbahn. Also twitterte alt Wimbledon-Sieger Boris Becker: «Vettel hat getan, was ein Champion tun muss – die Sache in die Hand nehmen.» Das tut Vettel immer, er ist die einzige Weltnummer 1 des Sports, der auch sein eigener Manager ist.

Vettel brettete in der 46. von 56 Runden mit rund 300 Stundenkilometer Speed an seinem in Führung liegenden Stallgenossen Webber vorbei, Rechtsüberholen auf engster Spur, und Webber markierte noch einen leichten Schwenker nach rechts gegen die Boxenmauer. Und entgegen der Abmachung, dem Code «Multi 21», der laut *Süddeutscher Zeitung* besagte, dass nach dem letzten Reifenwechsel beide Fahrer ihre Boliden schonen und die Reihenfolge bis ins Ziel einhalten sollten.

Aber ihr Duell starteten die beiden schon viel früher, im Jahre 2007. Damals fuhr Webber bereits für Red Bull, und Vettel debütierte in der Formel 1. Auf der regennassen Strecke von Fuji in Japan krachte Vettel (noch in einem Toro Rosso) ins Heck von Webber.

Webber, der Sohn eines Motorradhändlers aus Australien, dem Land der Weltmeister Jack Brabham und Alan Jones, denen er nacheiferte. Vettel, der schon mit dreieinhalb Jahren einen Kart steuern konnte, neben der Schule schon Rennen fuhr und die Matura ablegte. Webber fuhr zuerst Motocross und später, zum Fitnesstraining, mit grosser Leidenschaft Mountainbike, allerdings mit fatalem Effekt. Mit dem Velo brach er sich vor der Saison 2009, dem Jahr, als auch das deutsche Wunderkind zu Red Bull kam, mehrfach das Bein. Im GP von China gelang dem Aussenseiter Red Bull ein Doppelsieg mit symbolischer Rangfolge: Vettel vor Webber.

2010 scheint das Jahr Webbers zu werden. In Monte Carlo feiert er einen Start-Ziel-Sieg, aber in Istanbul schießt ihn Vettel von der Piste. Vier Rennen vor Schluss liegt Webber in der WM-

Wertung noch vorne, ist aber durch einen Haarriss im Schulterknochen handicapiert. Die Verletzung verschweigt er und verliert den Titel an Vettel. In Silverstone missachtet Webber 2011 die Teamorder («Abstand halten!») und attackiert Vettel auf den letzten Runden erfolglos. 2012 in Brasilien drängt Webber Vettel nach dem Start in eine Karambolage, Vettel geht auf Aufholjagd – bis er auf Webbers breites Heck stösst, der ihn nicht vorbeilässt, trotz beschwörenden Aufforderungen über Funk.

Formel absurd

Die Formel 1 drohte in Langeweile unterzugehen, als sie nur noch die finanzielle Potenz der Rennställe abbildete. Sie erfand sich neu durch komplizierte Regeln und Hightech-Schnickschnack wie das Energierückgewinnungssystem KERS und programmierte Reifenwechsel. Nun führen die Ingenieure in den Boxen die Regie, wie man in den Fernsehübertragungen erfährt. Die Helden am Steuer werden allmählich zu Marionetten degradiert. Im Hintergrund des Insubordinations-Dramas Vettel gegen Webber von Sepang führte Mercedes eine Farce auf: Rosberg hielt sich trotz schnellerem Auto an das interne Überholverbot und überliess dem Kollegen Hamilton den dritten Platz. Er wurde für sein Fairplay gelobt. Formel absurd.

Diese Absprachen waren von 2004 bis 2011 offiziell tabu, aber sie wurden immer prakti-

ziert. Schon 1955, als Mercedes den Weltmeister Fangio aufforderte, in Silverstone dem Briten Stirling Moss zum Heimsieg den Vortritt zu lassen. Aber die Rivalität nahm auch mörderische Formen an, etwa als Graf Berghe von Trips und Phil Hill 1961 Enzo Ferrari aufforderten: «Sag uns, wer Weltmeister werden soll, sonst bringen wir uns gegenseitig um.» Ferrari liess alles offen, Trips starb in Monza, und Hill gewann den Titel. Der Schweizer Clay Regazzoni, der 1974 auf Ferrari den Titel nur um drei Punkte verpasste, beklagte sich über zu wenig Unterstützung und im Jahre danach, als Lauda Weltmeister wurde, über die Stallorder zugunsten des Österreichers. Die kühnen Rad-an-Rad-Duelle zwischen Senna und Prost bei McLaren Ende der achtziger Jahre bleiben als Highlights der Formel 1 in Erinnerung, die brachialen Kämpfe Mansells und Piquets bei Williams als Schrecksekunden.

Vielleicht finden sich Sunnyboy und Finsterling irgendwann fernab vom heulenden Motorenlärm zu einem Gespräch unter Männern. Beide lieben das Landleben, Mark Webber in Aston Clinton in der englischen Grafschaft Buckinghamshire, Sebastian Vettel («Ich bin jetzt das schwarze Schaf») in Ellighausen im Kanton Thurgau, 145 Einwohner, wo er eine umgebaute alte Mühle bewohnt. Es wäre allerdings ein hinterhältiger Gedanke, wenn Vettel den Gast zum Mountainbiken einladen würde. Das Duell muss weitergehen. ○



Leichter Schwenker nach rechts: Webber (l.) und Sieger Vettel am Sonntag nach dem GP von Malaysia.



Gemeinsame Interessen: Genf, Sitz zahlreicher internationaler Organisationen.

Internationaler Schutzwall für Bern

Die EU kündigt Sanktionen an, falls die Schweiz die Ventilklausele zur Begrenzung der Einwanderung anruft. Doch die Möglichkeiten Brüssels sind beschränkt. Die entscheidenden Regeln für den globalen Handel werden in Genf gemacht. *Von Pierre Heumann*

Der Präsident des EU-Parlaments, Martin Schulz, sang letzte Woche in Bern wieder einmal das Klagelied der Europäischen Union: Die Schweiz erfülle die Erwartungen der EU nicht. Der deutsche Sozialdemokrat warnte davor, die Ventilklausele zur Begrenzung der Einwanderung anzurufen. Denn das wäre aus Sicht der EU politisch – und nicht sachlich – motiviert, mahnte er und drohte: «Entsprechend werden auch die Reaktionen aus der EU politisch sein.»

Schulz ist nicht der einzige EU-Politiker, der mit der Schweiz unzufrieden ist. Der Rat rügte sie Ende Dezember, dass es bei der Ausweitung der Teilnahme der Schweiz am europäischen Binnenmarkt in den letzten Jahren «einen Stillstand» gegeben habe. Für die EU sei der bilaterale Weg in seiner heutigen Form deshalb am Ende angelangt. Kurz: Die EU verliert die Geduld mit der Schweiz. Die Beziehungen

zwischen Bern und Brüssel haben sich merklich abgekühlt.

Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) will deshalb die Zuwanderung nicht beschränken. Er befürchtet, dass damit die erzielten Fortschritte bei der Annäherung an die EU-Forderungen aufs Spiel gesetzt würden. Die Schweiz könnte vom Binnenmarkt der EU ausgeschlossen werden, wohin mehr als die Hälfte der Schweizer Ausfuhren gehen, argumentieren die Befürworter einer Erfüllung der EU-Forderungen.

Wer sich von den Drohungen der EU einschüchtern lässt, verkennt die Entwicklungen der letzten Jahre. Gegen Diskriminierungen im Aussenhandel kann vor einem Spezialgericht geklagt werden. Zudem fallen wichtige Handelshindernisse, weil ein grosser Teil der Gesetze und Verordnungen, die im Binnenmarkt gelten, von globalen Institutionen ver-

abschiedet wird, in denen nicht nur die EU, sondern auch die Schweiz vertreten ist.

Mehr Fairness dank WTO

So ist es der Welthandelsorganisation (WTO) mit Sitz in Genf zu verdanken, dass die Handelsschranken im internationalen Wettbewerb in den letzten Jahren massiv gefallen sind. Davon profitieren alle – ob sie in der EU sind oder nicht. Die WTO mit ihren 159 Mitgliedsstaaten hat (zusammen mit ihrer Vorgängerin) in den letzten fünfzig Jahren mehr Liberalisierungsfortschritte erzielt als die EU, vor allem beim Zollabbau und bei der Ächtung von Importquoten.

Zudem hat sie mehr Fairness im Handel durchgesetzt. Handelsvorteile, die einem Vertragspartner gewährt werden, müssen im Zuge der Gleichberechtigung allen Vertragspartnern zugestanden werden. Es ist demnach

nicht gestattet, Handelsvergünstigungen nur einzelnen oder bloss wenigen Staaten einzuräumen.

Das WTO-Rahmenabkommen definiert zwar nur allgemeine Prinzipien, die für die jeweilige nationale Gesetzgebung richtungweisend, aber nicht verbindlich sind. Zudem verfügt die WTO über keine Regierung, und sie hat keine Kompetenz, Gesetze zu erlassen, an die sich alle WTO-Staaten halten müssen. Erweiterungen des Geltungsbereiches dauern mehrere Jahre. Die Doha-Welthandelsrunde, die im Jahre 2001 begann und die zu einer weiteren Handelsliberalisierung und Investitionsförderung führen soll, dauert bis heute an. Damit könnte das weltweite Handelsvolumen um mindestens 180 Milliarden Franken gesteigert werden, schätzen Experten – falls die Ziele der Doha-Runde eines Tages erreicht werden sollten.

Die Normen gelten auch für die EU

Trotz dieser Schwerfälligkeit hat das WTO-System entscheidende Vorteile. Die Mitgliedschaft beinhaltet eine völkerrechtliche Verpflichtung und hat zu einer Verstärkung der globalen Liberalisierung geführt. Zudem schlichtet die WTO bei Streitfragen, etwa dann, wenn ein Land Klage gegen ein anderes Land erhebt, dieses verstösse gegen das Fairnessprinzip.

An die WTO-Regeln ist auch die EU gebunden. Sie wird deshalb nur beschränkt Strafaktionen gegen die Schweiz beschliessen. Sollte die EU trotzdem gegen WTO-Regeln verstossen, könnte die Schweiz vor dem Schiedsgericht der Welthandelsorganisation mit besten Aussichten auf Erfolg klagen. Innerhalb von zwei Jahren müsste dieses das Urteil fällen. Die Verwundbarkeit der Schweiz wäre also zeitlich befristet.

Die internationalen Wirtschaftshebel sind nicht in Brüssel, sondern in Genf angesiedelt. An der Rhone sind – neben der WTO – auch die Weltgesundheitsorganisation (WHO), die das Arbeitsrecht normierende ILO, die Uno-Wirtschaftskommission für Europa (UNECE) oder die Internationale Organisation für Normierung zu Hause – um nur die wichtigsten zu nennen. In diesen Organisationen werden die Grundlagen für Regulierungen, Normen und Gesetze gelegt, die welt- oder zumindest europaweit gelten sollen. Und zwar unabhängig davon, ob ein Land in der EU oder ausserhalb der EU ist.

Um global auftreten zu können, muss sich die EU an die Verpflichtungen halten, die in Uno-Gremien festgelegt werden. Eine Efta-Studie zeigt, dass der Binnenmarkt neunzig Prozent der Vorschriften von globalen Organisationen übernimmt. So arbeitet die UNECE zum Beispiel Vorschriften für die Sicherheit von Fahrzeugen aus, die in der EU angewandt werden, ferner Vermarktungsnormen für fri-

sches Obst und Gemüse oder die Abgasnorm Euro-5 für Personenwagen. Die EU und die Schweiz haben dabei dieselben Interessen. Beide wollen in den Genfer Organisationen ihr Engagement bei den technischen Prozessen erhöhen, um die Harmonisierung zwischen UNECE-Vorschriften und ihren eigenen voranzutreiben. Die Standards der UNECE sind ein wichtiger Faktor, den die EU-Kommission



Drohgebärden: EU-Parlaments-Präsident Schulz.

berücksichtigt, wenn sie Normen beschliesst. Dieselbe Vorgabe gilt auch für die Schweiz, was die Gefahr reduziert, dass gegenüber der EU Handelsschranken entstehen.

Die Schweiz kann souveräner agieren

Neben den Uno-Gremien kümmern sich auch zahlreiche private Organisationen um eine Vereinheitlichung technischer Normen, was den Freihandel erheblich erleichtert. Die EU hat die Definition wichtiger Normen an Fachorganisationen delegiert. Damit ist für einheitliche Standards gesorgt, deren Gültigkeit und Anwendung nicht davon abhängig sind, ob ein Land beim Binnenmarkt mitmacht oder nicht. So können Autofahrer bei ihren Reisen kreuz und quer durch Europa Benzin und Diesel tanken, weil das Europäische Komitee für Normung (CEN) die Bestandteile von bleifreiem Benzin und Diesel geregelt hat.

In der Elektrotechnik und in der Telekommunikation sorgen Spezialorganisationen ebenfalls für einheitliche Normen und Standards. So hat das Europäische Institut für Telekommunikationsnormen (ETSI) den GSM-Standard für den Mobilfunk geschaffen. Das ETSI, in dem auch die Schweiz Mitglied ist, ist von der EU offiziell als europäische Standardorganisation anerkannt.

In den internationalen Organisationen kann sich die Schweiz weitaus besser für ihre Interessen einsetzen als EU-Mitglieder, die sich in der Regel durch Brüssel vertreten lassen müssen. «Die EU-Mitgliedstaaten haben ihre Souveränität in der Aussenwirtschaftspolitik auf die EU übertragen», sagt Carl Baudenbacher von der Universität St.Gallen, der den Efta-Gerichtshof präsidiert, doch «die Schweiz hat diese Kompetenz, wie die EWR/Efta-Staaten Norwegen, Island und Liechtenstein, behalten.»

In den internationalen Organisationen hat der EU-Block zwar mehr Gewicht als kleine Länder wie die Schweiz. Aber die EU ist ein heterogenes Gebilde, bei dem die einzelnen Mitglieder unterschiedliche Interessen haben. War sie ursprünglich ein Klub von westlichen Nationen mit vergleichbaren Interessen, sind mit der Osterweiterung Länder hinzugekommen, die wirtschaftlich ganz anders strukturiert sind und die dementsprechend auch andere Prioritäten setzen als beispielsweise Deutschland, Frankreich oder Grossbritannien. Die Schweiz kann ihre spezifischen Anliegen in globalen Gremien deshalb effizienter einbringen als einzelne EU-Länder, die sich von Brüssel vertreten lassen müssen.

Die erhöhte Flexibilität gilt auch für das Aushandeln von Freihandelsabkommen mit Staaten ausserhalb der EU: Schweizer Anliegen können im Rahmen der Efta zielgerichtet eingebracht werden.

Keine Kraft für Sanktionen

Bei allem Respekt vor den Leistungen der Europäischen Union, die ihr sogar den Friedensnobelpreis eingetragen haben: In der Krise der Euro-Zone manifestieren sich die Schwierigkeiten, mit denen die EU zu kämpfen hat. Der Euro sei als Manifestation eines grossen politischen Projekts gestartet, schreibt der britische *Economist* und spottet: «Heute fühlt sich der Euro an wie eine zerrüttete Ehe, wo die Partner nur noch durch die hohen Scheidungskosten zusammengehalten werden.»

Unter dem Strich sind ökonomisch schmerzhaft Straffaktionen der EU gegen die Schweiz eher unwahrscheinlich. Theoretisch könnte die EU die Schweiz zwar von Investitionsbemühungen ausschliessen – doch das würde vor allem auch der EU zusetzen. Zudem sind die Beziehungen zwischen der EU und der Schweiz so intensiv, dass niemand im Ernst daran denken wird, diese zu unterbrechen.

Selbst für den Fall, dass die Spannungen zwischen Bern und Brüssel anhalten sollten, ist nicht damit zu rechnen, dass die EU ihren Drohungen Taten folgen lässt. Es würde ihr schwerfallen, sich auf eine gemeinsame Strafstrategie gegenüber Bern zu einigen: weil die einzelnen EU-Mitglieder völlig unterschiedliche Interessen gegenüber der Schweiz verfolgen. ○

In der Oase des Friedens

Syriens Kurden sind eine bis an die Zähne bewaffnete Minderheit. Gäben sie ihre bisherige Neutralität auf, wäre der Bürgerkrieg rasch entschieden – zugunsten der arabischen Rebellen.

Von Kurt Pelda



Feurige Reden: Syrische Kurden jubeln in Afrin für ihren Anführer Öcalan.

Auf den staubigen Strassen huschen schwarzverschleierte Frauen vorbei. Manchmal lässt das Tuch nicht einmal einen Schlitz für die Augen frei. Die vermummten Wesen müssen durch den dünnen Stoff äugen, der sich wie ein Sack um den Kopf legt. Vom Minarett der Moschee ertönt, durch Lautsprecher verstärkt, die Stimme des Imams. Der Geistliche verliest den Namen eines Märtyrers, der vor wenigen Minuten draussen vor der Stadt Asas gefallen ist. Eine Panzergranate, abgefeuert von der nahen Armeebasis Minnakh, hat den Rebellenkämpfer zerfetzt.

Betonblöcke statt schwarzer Fahnen

Wir fahren aus der Stadt in die frühlinghaft grüne Ebene. Hier und dort blühen Kirschbäume, und der Boden in den Olivenhainen ist mit einem fliederfarbenen Blumentepich bedeckt. Einige Kilometer entfernt ragt ein

Wasserturm aus der Ebene. Er gehört zur seit Monaten von Aufständischen belagerten Helikopterbasis von Minnakh. Die syrischen Soldaten würden dort jetzt sogar Gras essen, weil selbst die aus der Luft abgeworfenen Lebensmittel den Stützpunkt kaum noch erreichten, erzählt uns Fahrer Sakur mit einem hämischen Lächeln.

An der Verzweigung, an der die Autobahn Richtung Aleppo beginnt, hält sich Sakur rechts. Dann geht es weiter bis an den Rand der Ebene. Oben, in den Hügeln von Afrin, befindet sich eine kurdische Enklave, direkt an der Grenze zur Türkei. Noch haben wir das Tiefland mit seinen verschleierten Frauen und dem mittelalterlich anmutenden Belagerungskrieg nicht ganz hinter uns, als wir eine Strassensperre erreichen. Hier wehen keine schwarzen Fahnen mit dem aufgedruckten muslimischen Glaubensbekenntnis, wie das

bei den syrischen Rebellen üblich ist. Auf die Betonblöcke, die quer über der Fahrbahn liegen, sind mit roter Farbe die Buchstaben YPG aufgemalt, die kurdische Abkürzung für die Volksverteidigungseinheiten. Diese Gruppierungen sind der bewaffnete Arm des Hohen Kurdischen Komitees, einer Art Regierung für die kurdischen Gebiete im Norden und Nordosten Syriens.

Wie auf einem anderen Planeten

Hinter der Strassensperre hängt an einer Hausfassade eine gelbe Fahne mit dem Konterfei des in der Türkei inhaftierten Abdullah Öcalan, des Chefs der in der Türkei verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans (PKK), einer Guerillabewegung, die eng mit ihrer syrischen Schwesterorganisation, der PYD, zusammenarbeitet.

Die Fahrt nach Afrin dauert nur etwa eine halbe Stunde, doch es ist wie eine Reise auf einem anderen Planeten. Wie in der Umgebung von Asas sind auch hier die Hügel mit Ölbäumen übersät. Doch damit hören die Gemeinsamkeiten schon auf. Die Kurden versuchen, sich möglichst aus dem Konflikt zwischen Rebellen und Armee herauszuhalten. In der Regel bleiben sie deshalb von Luftangriffen verschont. Der Weg nach Afrin ist nicht von Ruinen gesäumt, ganz anders als unten im Flachland. Unser Auto passiert sogar einmal eine Fabrik mit qualmenden Schornsteinen. Ein übler Geruch hängt in der Luft. Läge der Industriebetrieb im Tiefland, wäre er längst stillgelegt, kaputtgebombt und bis auf die Mauern geplündert.

Je mehr wir uns Afrin nähern, desto zahlreicher werden die Autobusse, Lastwagen und Pick-ups, auf denen sich Menschen dicht aneinander drängen, Frauen und Männer gemischt. Keine einzige Frau trägt einen Gesichtsschleier, zu sehen sind höchstens Kopftücher. Viele junge Frauen und Mädchen zeigen offen ihre Haare und die geschminkten Gesichter und tragen enge Jeans. Afrin ist nicht nur eine Oase des Friedens, sondern auch ein Hort relativer Frauenrechte.

Die allermeisten Kurden sind Muslime und gehören damit zu den rund achtzig Prozent der Syrer, die der sunnitischen Glaubensrichtung des Islams folgen. Buschige Bärte wie bei den Islamisten in Asas sind in Afrin jedoch die absolute Ausnahme. Im Trend liegt dagegen der Stalin-Schnauz, wie ihn PKK-Chef Öcalan trägt.

In der Stadt kommt es zum Verkehrsstau. Es ist der 21. März, das kurdische Neujahrsfest. Und zum ersten Mal seit der Machtergreifung des Assad-Clans vor fast 43 Jahren können die Kurden dieses Fest ohne staatliche Repression ganz nach Herzenslust feiern. Mehr als 50 000 Menschen haben sich auf einem Hügel ausserhalb der Stadt versammelt, viele farbig gekleidet, manche in kurdischen Trachten. Über der Menschenmenge weht ein Meer von gelben Öcalan-Fahnen und von gelbrotgrünen Flaggen der PYD. Unzählige Ordner sorgen für Disziplin und feuern die Menge an, die Finger zum Siegeszeichen zu spreizen und Anführer Abdullah Öcalan, genannt Apo, hochleben zu lassen.

Von der Bühne hallen feurige Reden, auf Kurdisch und Arabisch. Eine Kulturgruppe führt kurdische Tänze auf. Das Ganze lässt keinen Zweifel an der Eigenart der Kurden, die weder Türken noch Araber sind und eine eigene Sprache sowie eine eigenständige Kultur haben. Klar wird aber auch, dass die PYD, der syrische Statthalter der PKK, einen nur schlecht kaschierten Alleinvertretungsanspruch hat. Nur vereinzelt sind die weissen Fahnen des Hohen Kurdischen Komitees auszumachen, in dem neben fünf PYD-Vertretern auch fünf Mitglieder von anderen kurdischen Parteien sitzen. Auch wenn die Redner nicht müde werden, die Demokratie zu beschwören, so sind die PKK und ihre Schwesterorganisation selbst alles andere als demokratisch gesinnt.

Waffen gegen freies Geleit

Hinter der Bühne bereitet sich eine Gruppe von uniformierten Jugendlichen auf ihre Darbietung vor. Die schätzungsweise Sechzehnjährigen, unter ihnen auch einige junge Frauen, exerzieren mit hölzernen Kalaschnikow-Attrappen. Die Enklave von Afrin besteht aus 166 Dörfern und hatte vor dem Krieg etwa eine halbe Million Einwohner, darunter auch Araber. Flüchtlinge aus den kurdischen Vierteln von Aleppo und aus anderen Gebieten hätten die Bevölkerung jedoch auf schätzungsweise 800 000 Menschen anschwellen lassen, erklärt die Araberin Hanna Salim, die in Afrin für

die kurdisch-arabischen Beziehungen zuständig ist. Die Stadt platzt aus allen Nähten. Weil die PYD nach dem Vorbild der PKK straff organisiert ist und die Kurden bis an die Zähne bewaffnet sind, wäre Afrin jederzeit in der Lage, aus dem Stand ein Heer von vielen Tausenden, wenn nicht gar Zehntausenden gutausgebildeter Kämpfer in die Schlacht zu werfen.

Niemand weiss genau, wie viele Kurden in Syrien leben. Ihr Bevölkerungsanteil soll aber mindestens acht Prozent betragen, was ungefähr 1,8 Millionen Menschen entspräche. Weil die Kurden hochgradig militarisiert und nach fast 35 Jahren Kampf gegen den türkischen Staat auch kriegserfahrener als die meisten syrischen Rebellen sind, stellen die Volksverteidigungseinheiten eine gewaltige militärische Macht dar.

«Im letzten Juli haben wir die syrischen Armeeeinheiten umstellt und sie zum Abzug

«Wir verteidigen unsere Gebiete gegen jeden Aggressor, verhalten uns sonst aber neutral.»

aufgefordert», erzählt Sinam Mohammed, eine Politikerin und PYD-Mitglied im zehnköpfigen Hohen Kurdischen Komitee. «Wir haben die Soldaten vor die Wahl gestellt, ihre Waffen gegen Gewährung freien Geleits zurückzulassen oder mit uns Krieg zu führen. Die Armee ist abgezogen und hat uns selbst ihr schweres Gerät überlassen.» Andere Stimmen sagen allerdings, dass Assad mit der PYD ein Abkommen abgeschlossen habe, weil er seine Streitkräfte nicht auf das ganze Land verzeteln wolle. Seither sind die Kurden für die Sicherheit ihrer Siedlungsgebiete selber zuständig und besitzen faktisch einen zwar nicht zusammenhängenden, aber dennoch autonom regierten Teilstaat.

Hoffen auf den Seitenwechsel

«Wir wollen keinen eigenen Staat, sondern nur unsere eigenen Gebiete selbst verwalten», fährt Sinam Mohammed fort. In den kurdischen Vierteln von Aleppo käme es immer wie-

der zu Kämpfen mit Assads Armee und in den östlichen Landesteilen manchmal auch zu Scharmützeln mit islamistischen Rebellen-einheiten. «Wir verteidigen unsere Gebiete gegen jeden Aggressor, verhalten uns sonst aber neutral.»

Aus den Lautsprechern vorne bei der Bühne schallt jetzt eine Stimme, die eine Erklärung Öcalans verliest, die der Kurdenführer in türkischer Haft verfasst hat. Darin fordert «Apo» seine Kampfgefährten zu einem Waffenstillstand mit Ankara und zum Abzug aus der Türkei auf. Nicht zuletzt mit Blick auf Syrien, wo ein autonomer kurdischer Teilstaat inzwischen ebenso zur Realität gehört wie im benachbarten Nordirak, will Ankara wohl das Kurdenproblem in der Türkei ein für alle Mal gelöst sehen.

Was bedeutet aber dieser Waffenstillstand, falls er tatsächlich halten sollte, für die syrischen Kurden? Werden sie nun in den Kampf gegen den Diktator Assad ziehen? «Nein, das werden wir nicht, wir wollen eine politische Lösung», antwortet Sinam Mohammed, ohne jedoch zu sagen, wie ein solcher Ausweg aus dem Bürgerkrieg aussehen könnte. «Wir sind nur bereit, die Revolution zu unterstützen, wenn die Rebellen uns in einer künftigen Verfassung unsere Rechte auf Selbstverwaltung garantieren. Und dazu waren diese bisher nicht bereit.»

Dennoch hoffen einige Rebellenführer, dass der Waffenstillstand in der Türkei die Kurden dazu bewegen werde, mit ihnen gegen Assad zu kämpfen.

Abdel Jabbar Okaidi, ein ehemaliger Armeeo-oberst und Chef des Militärrats von Aleppo, sitzt in Uniform am Schreibtisch in seinem Büro. Hinter ihm hängt eine riesige Flagge der aufständischen Freien Syrischen Armee an der Wand. «Wenn in der Türkei tatsächlich die Waffen schweigen, dann wird sich das auf Syrien auswirken», sagt Okaidi. Die Kurden seien dann nicht mehr auf die Unterstützung Assads im Kampf gegen die Türken angewiesen. «Wir wollen sie deshalb auf unsere Seite ziehen», sagt Okaidi weiter, «wenn das gelingt, wäre der Krieg zu unseren Gunsten entschieden.»



Bunte Freizeitgestaltung.

THE SHOE PEOPLE

navyboot.com facebook.com/NavybootSwitzerland



NAVYBOOT
SWITZERLAND

Der Mann, der Zara erfand

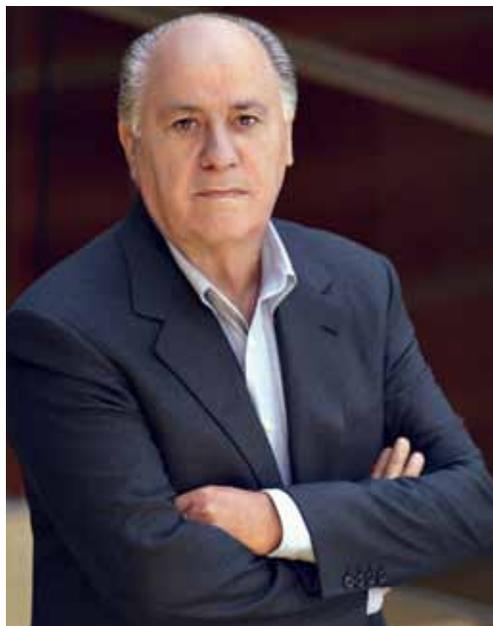
Der Spanier Amancio Ortega ist mittlerweile der drittreichste Mensch der Welt. Mit seinem Konzern rund um Zara hat er die Modebranche revolutioniert und die grösste Textilfirma auf dem Globus aufgebaut. Von René Lüchinger



Kürzester Weg zwischen Designer und Verkaufsregal: Zara-Filiale in Barcelona.



Adlige Kundschaft: Herzogin Kate Middleton (r.).



«Ich bin in der Firma»: Zara-Gründer Ortega.

Es war Ende der 1940er Jahre, als der spätere Zara-Gründer Amancio Ortega ein Schlüsselerelebnis hatte. Wie er mit seiner Mutter in der nordspanischen Küstenstadt La Coruña ein Lebensmittelgeschäft betritt, ist er ungefähr zwölf Jahre alt. Der Tresen ist hoch, so hoch, dass der kleingewachsene Junge nicht sehen kann, mit wem die Mutter spricht. Aber er hört, was gesprochen wird. «Señora Josefa», meint die Stimme von der anderen Seite des Tresens, «es tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht noch mehr Geld leihen.»

Geld ist immer knapp im Hause Ortega. Der Vater, ein kleiner Angestellter bei der spanischen Eisenbahn, bringt monatlich 300 Peseten heim, und das reicht bei einer fünfköpfigen Familie nirgends hin. Immer gegen Ende des Monats ist die Familienkasse klamm. Als der Junge am Tresen die Hilflosigkeit der Mutter mit anhören muss, schwört er sich: «Solches darf nie mehr geschehen.» Diese Kindheitserinnerung muss sich tief eingegraben haben in seinem Hirn. Erst fünf Jahrzehnte später vertraut er sie seiner Biografin, der spanischen Journalistin Covadonga O'Shea, an.

Rund 57 Milliarden Dollar Vermögen

Heute spielt Geld im Leben des Amancio Ortega keine Rolle mehr. Das amerikanische *Forbes Magazine* führt ihn seit 2013 auf Platz drei der Reichsten dieser Welt – hinter dem mexikanischen Telekom-Unternehmer Carlos Slim und dem amerikanischen Microsoft-Gründer Bill Gates – und attestiert dem Zara-Gründer ein Vermögen von rund 57 Milliarden Dollar. Der längst im Pensionsalter stehende *millionario* hat also wahr gemacht, was er sich einst als Teenager geschworen hatte. Eine märchenhafte Tellerwäscherkarriere ist das, und in dieses Bild des Erfolgs passt durchaus, dass Zara nun in das legendäre Bally-Haus an der Zürcher Bahnhofstrasse einziehen will. Seit 1927 hat dort der Schweizer Luxuskonzern Schuhe verkauft, und jetzt wird aus Bally eben Zara.

Auch das ist wohl nicht mehr als eine Fussnote in der Geschichte von Zara. Seit Jahren schon expandiert der Konzern rasant auf allen Erdteilen. Mittlerweile sind es über 6000 Läden weltweit, meist an besten Passantenlagen in Städten von 84 Ländern, und die Anzahl Mitarbeiter hat im vergangenen Jahr erstmals die Marke von 120 000 durchbrochen. Das Unternehmen, welches Amancio Ortega gegründet hat, ist mittlerweile grösser als der

härteste Wettbewerber H&M, ähnlich global wie Nestlé und überhaupt der weltgrösste Textilkonzern.

Vorbild «Zorba the Greek»

Was heute als wertvollster Exportschlager aus dem krisengeschüttelten Spanien gilt, beginnt im Grunde in der Camisería Gala in der Calle del Notariado in La Coruña – dort erhält Amancio Ortega als Vierzehnjähriger seinen ersten Job als Laufbursche, dort existiert dieser Laden heute noch immer, und nur ein paar Strassen weiter eröffnet er im Jahre 1975 den ersten Laden namens Zara. Eigentlich will er diesen Zorba nennen, nach dem unsterblichen Anthony Quinn im Filmhit «Zorba the Greek».

Die Gussformen für die Grossbuchstaben sind bereits hergestellt, als ein Beizer, der zwei Blocks weiter eine Bar gleichen Namens betreibt, bei Amancio Ortega anklopft und meint: Zwei Zorbas in La Coruña, das sei einer zu viel. Sparsam, wie er ist, überlegt der Ladenbesitzer in spe, was mit den Gussformen sonst noch angestellt werden könnte. So wird aus Zorba eben Zara.

Dieser Eintritt in den Einzelhandel ist ein grosser Schritt für den ehemaligen Laufburschen: Zwölf Jahre zuvor hatte er mit geborgten 2500 Peseten seine erste Firma gegründet und – ganz der spanische Familienmensch – seine Frau und seine beiden Geschwister um

einmal gesagt, diese Formel sei bahnbrechend und avantgardistisch. Viel wird sich der Gründer auf diese Worte nicht eingebilddet haben. Aber er firmiert sein Unternehmen um auf Industrias de Diseño Textil, kurz: Inditex, was so viel heisst wie «Textile Design-Industrie». Industriell hergestellte Design-Textilien – das hat es in dieser konsequenten Form noch nie zuvor gegeben.

Durchschnittsalter 26

Es ist wohl auch ein gutes Omen, dass er seinen ersten Zara-Laden im Jahr von Francos Tod eröffnet – nach vier Jahrzehnten Diktatur bewegt sich das Land langsam in Richtung Moderne, in welcher auch der private Konsum ex-

Das Unternehmen ist mittlerweile grösser als der härteste Konkurrent H & M.

ponentiell zunimmt. Spanien öffnet sich der Welt, und so tut dies auch Amancio Ortega. 1988, noch bevor in Berlin die Mauer fällt, eröffnet er im portugiesischen Porto die erste Zara-Filiale im Ausland. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus tritt die Welt in eine neue Phase der Globalisierung, Luxus-Modelabels wie Chanel oder Armani werden zum Accessoire einer konsumfreudigen Welt-

kommt der Nachschub in Europa binnen 24 Stunden in die Läden, weltweit innert 48 Stunden. Diese Operation ist mittlerweile eine globale: 1989 wird die erste Zara-Filiale in New York eröffnet; zwei Jahre später erfolgt der Eintritt in Südamerika mit einem ersten Laden in Mexiko; 1998 folgen Japan sowie die Vereinigten Arabischen Emirate; 2002 die Schweiz und 2006 China. Trotz dieses rasanten Wachstums ist die Firma jung geblieben: Das Durchschnittsalter der Belegschaft beträgt 26 Jahre – vier Fünftel davon sind weiblich wie die Mehrheit der Kundschaft. Zudem: Inditex hat allein im vergangenen Jahr weltweit 10 802 neue Jobs geschaffen.

Am 28. März 2008 erhält Amancio Ortega einen Anruf von seiner Biografin. Sie will ihm nur zum 72. Geburtstag gratulieren und fragt nebenbei, was er an diesem Tag noch vorhabe. Die Antwort ist sec, denn er ist kein Mann der grossen Worte. «Ich bin in der Firma», meint er, «tue das, was ich immer tue: arbeiten.» Meist sitzt er dann einmal am Tag in seiner Designabteilung unter all den Kreativen – meist junge Menschen –, seinen Mode-Scouts, die überall auf der Welt die neuesten Trends in diesem schnelllebigen Business aufspüren, die für Zara zu mehr werden sollen als einfach zu Kleidungsstücken. Sie sollen einen Lebensstil repräsentieren. Meist sitzt Amancio Ortega da und hört zu. Seine Meinung äussert er nur,



Ist Ihnen je ein besserer Anlagetipp zu Ohren gekommen?

made by Gübelin.

GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

sich geschart und damit begonnen, Bademäntel für die Frau herzustellen. Das Geschäft läuft gut, und so produziert er kurze Zeit später Kleidungsstücke, die er gewissermassen als weisse Marke an Dritte verkauft. Amancio Ortega ist in den 1970er Jahren mittlerweile ein stattlicher Unternehmer, der bereits über 500 Mitarbeiter beschäftigt.

Nun will er auch für den Endkunden sichtbar werden. Deshalb heuert er ein Truppe von Designern an und eröffnet in der galicischen Provinzhauptstadt den ersten Laden unter seinem eigenen Modelabel Zara. Was sich da Mitte der siebziger Jahre zuträgt in La Coruña, ist im Grunde bereits die Formel für den späteren stupenden unternehmerischen Erfolg des Amancio Ortega. Der Weg von der Produktion in den Laden und zu den Kunden ist bei ihm kurz und schnell wie nirgends sonst in der Textilbranche. Ein Geschäftsmann, erinnert sich Amancio Ortega noch heute, habe ihm

gesellschaft, und in deren Kielwasser segelt auch der Zara-Gründer.

Keiner kopiert die aktuelle Mode schneller als Amancio Ortega, keiner hält den Weg zwischen Designer und Verkaufsregal kürzer, keiner bringt Preis und Stil so eng zusammen. Und dabei ist er nicht nur effizient wie kaum jemand sonst in der Modewelt, sondern auch ungemein flexibel. Die Quellen der Inspiration für seine Designer sind uferlos, und so ist Inditex nicht einfach eine Kopiermaschine von einigen Modetrends, sondern wird selber zur stilgebenden Textilie für eine urbane Globalgesellschaft.

Dafür sorgt nicht zuletzt die ausgeklügelte Logistik in der Firmenzentrale selber, die sich inzwischen in Arteixo befindet, einer Industriestadt im äussersten Westzipfel Galiciens. Hier laufen die Zahlen zusammen: Was in den Läden nicht läuft, verschwindet sofort aus den Regalen. Sind Kleidungsstücke aber gefragt,

wenn ihn die Jungen fragen. Das ist keineswegs Koketterie oder Attitüde des Erfolgreichen. Es ist, wie es scheint, ein Wesenszug dieses Mannes, der nichts mehr hasst, als im Mittelpunkt zu stehen.

Ein Presseinterview hat er in seinem Leben jedenfalls noch nie gegeben, ein offizielles Pressebild existiert erst seit 2001. Er hat es notgedrungen aus der Hand gegeben, als er mit seiner Inditex an die Börse gegangen ist. Auch da ist er eben ganz der Spanier, der an seinem Morgenritual hängt: Sein Frühstück pflegt er mit seinen Freunden in der Bar einzunehmen. Hätte er ein öffentliches Gesicht, das weiss Amancio Ortega sehr wohl, wäre der Espresso an der Bar ohne Aufsehen wohl nicht mehr möglich. Und dass mittlerweile nicht eine, sondern zwei Biografien über ihn erschienen sind, hat er weder forciert noch gewollt. Immerhin existieren diese Werke nur auf Spanisch. ○

Viva Macau!

76 000 Glückshungrige strömen täglich nach Macau, in die grösste Spielhölle der Welt. Sie kommen aus allen Provinzen Chinas und träumen vom Geldsegen des Kapitalismus. Für Superreiche ist Macau eine Drehtür für Korruptionsgeld. Unterwegs in Asiens «Sin City». Von Urs Gehrig und Chris Sorensen (Bilder)

Man muss die zweite Silbe langziehen und sich das Wort auf der Zunge zergehen lassen, um seine magische Wirkung zu erahnen: «Maca-a-a-u!» Wie ein Lockruf klingt der Name dieser Stadt, die ihren betörenden Zauber über ganz China versprüht.

Ehe man hinfahre, so rät ein Chinese in Hongkong, solle man drei Dinge tun: ausgiebig vorschlafen, seine Ersparnisse von der Bank abheben und sich von seinen Freunden verabschieden – denn der Himmel allein wisse, ob sie einen nach der Rückkehr jemals wiedersehen wollten. Dieser Rat sei durchaus ernst gemeint, fügte er hinzu, es sei alarmierend, wie viele Touristen, die zu einem Kurzbesuch übersetzten, dort ihr ganzes Geld verspielten.

Herrn Feng scheinen solche Warnungen nicht zu beunruhigen. Er platzt fast vor Vorfreude. Angespannt sitzt er auf dem Fährschiff

Ratschlag: vorschlafen, Ersparnisse abheben, von den Freunden verabschieden.

am Quai von Hongkong. Mit seinen zerfurchten Händen umklammert er eine Sporttasche, in der er ein paar Habseligkeiten mitführt. Sein wichtigstes Gut allerdings, ein Bündel Geldnoten, fixiert mit einem Gummiband, hat er dicht am Körper, in der Innentasche seines Sakkos, verstaut. Woher er das Geld hat, will der Bauer aus der südchinesischen Provinz Guangdong nicht verraten. «Geschäfte», meint er geheimnisvoll.

Bis auf den letzten Platz ist die Fähre besetzt. Die Fahrt führt an felsigen, sattgrün überwachsenen Inseln vorbei, entlang der südchinesischen Küste ins Mündungsdelta des Perlfusses Zhujiang, ehe man nach einer knappen Stunde am Quai von Macau anlegt, wo sich das Schiff wie ein überdehnter Mastdarm entleert.

Gleich am Pier teilt sich das Heer der Glücksritter: Wer vorhat, mehrere Tage zu bleiben, wird von jungen Chinesinnen in putzigen Uniformen zu den Hotelbussen gelotst. Die Kurzzeitzocker hingegen stürmen auf eigene Faust los, um direkt in ihre Spielhölle zu gelangen. Bauer Feng kennt seinen Weg, es ist sein drittes Mal im Paradies, wie er es nennt.

Am golden verspiegelten «Sands» vorbei sticht er mitten ins Epizentrum der Spielerstadt, schnurstracks ins legendäre «Lisboa», das älteste Casino der Stadt, dessen Portal bunt glitzert wie eine Narrenkappe aus Glühbirnen.

Sechsmal mehr Umsatz als Las Vegas

Tag für Tag, Jahr für Jahr sprengt das kleine Macau alle Rekorde. 76 000 Spielhungrige strömen täglich auf die Halbinsel, die kaum so gross ist wie die Stadt Luzern. 28 Millionen Besucher waren es 2012. Im Westen einst gönnerhaft als «Monte Carlo des Ostens» bezeichnet, ist Macau längst zur grössten Spielhölle der Welt expandiert. 39 Milliarden US-Dollar wurden letztes Jahr in seinen 34 Casinos umgesetzt – sechsmal mehr als in Las Vegas.

Das schnelle Geld tragen fast ausschliesslich die spielverrückten Chinesen in die Stadt. Macau ist der einzige Ort Chinas, wo sie legal an Spieltischen und Slot-Maschinen zocken dürfen. Spielen hat hier eine lange Tradition. Die frühere Kolonialmacht Portugal, die Macau als Handelsposten auf dem Weg von Lissabon nach Nagasaki gegründet hatte, machte den Anfang. 1847 legalisierten die Portugiesen das Glücksspiel, das bald zu Macaus einziger lukrativer Einnahmequelle wurde.

Wild und brutal ging es zuletzt zu. In den sechziger Jahren schwang sich Stanley Ho, Gründer des «Casino Lisboa», Polygamist, verheiratet mit vier Frauen und Vater von siebzehn Kindern, zum «König von Macau» auf. Doch seine Macht war keineswegs absolut. Immer heftiger geriet Macau in die Hand der Triaden, der berüchtigten chinesischen Mafia. Gangster wie Wan Kuok-koi alias «Abgebrochener Zahn» lieferten sich blutige Bandenkriege um die lukrativen VIP-Tische der Casinos.

Seit die Kolonie 1999 an China übergeben wurde, ist die Gewalt verebbt, doch dem Glücksspiel wurde keineswegs der Riegel geschoben. Im Gegenteil. Seit China in der Sonderverwaltungszone das Sagen hat, ist hier erst recht der Teufel los. Mit dem Glücksspiel läuft es so gut, dass die Regierung jedes Jahr einen Teil der Einnahmen an die 550 000 Einwohner Macaus verschenkt. Einfach so, per Banküberweisung.



Manche nennen es das Paradies: «Lisboa», das



älteste der 34 Casinos in Macau.

Es mag einem wie ein zynischer Witz vorkommen, dass ausgerechnet das kommunistische Einheitsparteieregime der erzkapitalistischen Gambler-Stadt zum Durchbruch verhalf. Und dies erst noch dank der Hilfe der Amerikaner. 2002 hob China das Glücksspielmonopol in Macau auf. Seither haben Tycoons aus Las Vegas das Spielparadies erobert. Mit immer monströseren Unternehmen versuchen sie sich gegenseitig zu übertrumpfen. Auf der südlichen Insel Taipa, die durch drei gigantische Brücken mit dem Zentrum Macaus verbunden wurde, haben sie einen Las Vegas Strip nachgebaut.

«O sole mio» mit thailändischem Akzent

Am Cotai Strip, sechs Kilometer lang, wird geklotzt, dass es die kühnsten europäischen Vorstellungen von Gigantismus sprengt. Auf dem Dach des 1,9 Milliarden Dollar teuren «Galaxy»-Resorts, eines Palasts mit thailändischem Phuket-Flair, Goldtürmen und 50 Restaurants, erstreckt sich auf 4000 Quadratmetern das grösste Wellenbad der Welt. Für seinen künstlichen Strand wurden 350 Tonnen Sand aus den Philippinen eingeflogen.

Der Megalomanie die Krone aufgesetzt hat Sheldon Adelson, Besitzer der Sands-Gruppe, mit seinem «Venetian Macao»-Casino: eine Kitschkopie des Dogenpalastes samt Rialtobrücke, sogar Gondolieri stochern durch

800 Tischspiele auf einer Fläche, so gross wie sieben Fussballfelder, stehen dicht an dicht.

künstlich angelegte Kanäle und schmettern auf Wunsch «Santa Lucia» und «O sole mio» in die Kulissen. Dass die Barkenbarden ihren schaustellerischen Herzschmerz mit philippinischem oder thailändischem Akzent trällern, stört die Chinesen freilich in keiner Weise. Sie sind nicht deswegen angereist, sondern wegen dem, was sich in dem falschen Palast verbirgt.

Durch eine trivialbarock bepinselnte Arkade tritt man ein in ein Reich, das aussieht wie ein unterirdischer, versunkener Tempel, dessen Ausmasse von blossem Auge nicht zu erfassen sind. Achthundert Tischspiele auf einer Fläche, so gross wie sieben Fussballfelder, stehen dicht an dicht. Aus allen Winkeln des Riesenreichs versammeln sich hier Chinesen um die Spieltische zu einer Art Volkskongress der Spielsüchtigen.

Raue Gesichter aus der Arbeiterklasse, Verwaltungsangestellte, Getränkeshändler sind hier zu sehen. Kettenrauchende Hausfrauen und verwiterte Gestalten mit sonnengegerbter Haut und gelben Zähnen klappern mit den Plastikchips, die sie zu kunstvollen Türmen aufbauen. Smoking oder Anzug trägt hier keiner. Einzig die Frauen, die ebenso zahlreich



Hoffnung auf Gnade: A-Ma-Tempel.



Willkommensgruss: Casino-Hostess.



Venedig in China: im Innern des «Grand Canal»-Shops mit Himmelsdecke.



Bis zur Erschöpfung: Bakkarat-Spieler im «Venetian»-Hotel.

dem Zockerfieber verfallen sind wie die Männer, versprühen vereinzelt einen Hauch von Noblesse in Kleidern der Edelmarken Gucci, Prada oder Louis Vuitton, die in Hunderten von Boutiquen feilgeboten werden, wo sich zu Stosszeiten Schlangen bilden wie in einem Supermarkt.

Etwas abseits vom Pulk hat Xuemei Jiang in einer Allee von einarmigen Banditen Platz genommen, die hier hungrige Tiger genannt werden. Flüchtig bewegt sie ihr fein gezeichnetes Gesicht. Die Lippen, dünn und gespannt wie Draht, hat sie mit scharlachrotem Lippenstift bemalt, der ihr einen koketten Ausdruck verleiht. Sie sitzt nicht, sondern lehnt vielmehr an der Kante ihres Plüschstuhls, wie ein Raubtier, bereit zum Sprung, in ihren Augen funkelt das Leben mit allem, was dazugehört, Güte, Gier, Kaltblütigkeit.

Glückshungrige chinesische Mittelschicht

Neunhundert Kilometer hat Xuemei zurückgelegt, mit Bus und Eisenbahn, aus dem ländlichen Huangshi in der zentralchinesischen Provinz Hubei. Monatelang hat sie für diesen Moment gespart. Als Xuemei geboren wurde, im Februar 1975, lebte Mao noch, und der le-

gendäre Zhou Enlai war noch immer der erste Ministerpräsident der Volksrepublik China. Aber schon als sie die erste Klasse besuchte, in einem Ziegelbau am Dorfrand, starb der alte Kommunismus dahin. Deng Xiaoping verkündete die Entfesselung der Marktkräfte und rief die Chinesen dazu auf, sich fortan ungehemmt zu bereichern. Die Parolen, die nun auf die Wände ihres Dorfes gepinselt

Der grösste Unterschied zu westlichen Casinos ist das Verhalten der Spieler.

wurden, sie redeten nicht mehr von Planwirtschaft, sondern von Zeitenwende, von Reichtum, davon, dass jeder sein Glück in die eigenen Hände nehmen müsse, und Xuemei spürte, dass hier die Rede war von ihrem Leben.

Das Gros der Spielhallen Macaus ist auf das neue China zugeschnitten, das mit Xuemei gross geworden ist: für die glückshungrige Mittelschicht, die sich ein bescheidenes Vermögen erspart hat. Zum Spielen gibt's in Macau ein wenig Roulette und kaum Poker, aber

endlos Bakkarat. Obwohl das Kartenspiel in Italien erfunden wurde und als James Bonds Lieblingsspiel bekannt ist, wird es in Europas Casinos wenig gespielt. Die Chinesen haben ihm zu einem neuen Boom verholfen. Es ist ein relativ einfaches Spiel und deshalb auch bei Anfängern populär. Ziel ist es, mit zwei oder drei Karten neun Punkte zu erzielen oder zumindest näher an neun Punkte heranzukommen als die Gegner.

Das Showbiz hat keinen Platz

Der grösste Unterschied zu westlichen Casinos ist das Verhalten der Spieler. Wie sie Karten auf dem Tisch mit gesenktem Kopf umkrümmen, um ihre Farbe zu identifizieren, ohne dass ein feindliches Auge einen Blick erhaschen kann, und wie sie ein schlechtes Blatt verwerfen, ist von furioser Intensität. Der Spielverlauf ist weder von Lachen noch nennenswerter Heiterkeit begleitet. Emotionen werden meist durch gehustete Brustlaute bekundet oder einen gelegentlichen zornigen Faustschlag auf den Spieltisch.

Spielen in China ist ein ernstes Geschäft und ein Akt von höchster Anspannung bis zur Erschöpfung. Da ist es wenig erstaunlich,



Alles dreht sich ums Glücksspiel: Windhunderennen im Canidrome-Club.



Goldtürme und 50 Restaurants: «Galaxy»-Casino.

dass in Macau das Showbiz, wie es in Las Vegas seit der Geburtsstunde dazugehört, nie Fuss gefasst hat. Es fehlen die Superstars, welche Emotionen und Sehnsucht zu einem Soundtrack verdichten würden. Kein asiatischer Frank Sinatra weit und breit, keine Goldkehle, die Macau eine Hymne widmen würde, wie es Elvis Presley mit «Viva Las Vegas!» getan hat.

Dabei hatten die Casino-Betreiber einst vor, Macau nach dem Vorbild von Las Vegas umzuformen, zu einem Ferientziel für Familien, mit Shows und gigantischen Themenparks. Doch das Konzept scheint nicht aufzugehen: Der Cirque du Soleil, der im «Venetian» gastierte und für zehn Jahre engagiert wurde, verliess die Stadt bereits nach drei Jahren wieder, weil die Zuschauer ausblieben. Wer aus den Weiten Chinas angereist kommt, will sich weder entspannen noch von Entertainern berieseln lassen. Selbst die Prostituierten, die aus ganz Asien vertreten sind und hier legal ihre Dienste anpreisen, gelten den chinesischen Spielern bestenfalls als schnelle Ablenkung vom Wesentlichen.

Nein, in Macau dreht sich alles ums Glücksspiel: Rennautos, Pferde, Windhunde, die

dreimal wöchentlich im Canidrome unter keifendem Geschrei der Wettgemeinde die Sandpiste absprinten. Was Beine hat, rollt oder abgezählt werden kann, wird verwettet. Mit Sucht habe dies jedoch nichts zu tun, meint «Venetian»-Besitzer Adelson: «Es gibt keine Spielsucht in China. Spielen ist Teil seiner Kultur», und dies nicht erst seit Maos Tod. Sei es das Glücksspiel Keno, das vor mehr als 2100

«Seit dem Ende des Kommunismus bedeutet Reichtum Ruhm.»

Jahren erfunden wurde und bei dem man eine Auswahl aus 120 Schriftzeichen erraten muss. Sei es Mah-Jongg, ein Brettspiel mit 144 Steinen und unterschiedlichen Motiven, bei dem es gilt, jeweils zwei identische Spielsteine zu finden. Chinesen haben seit Urzeiten gezockt, und in Macau lassen sie ihrer Passion freien Lauf.

Sogar ihre Unterwäsche ist rot

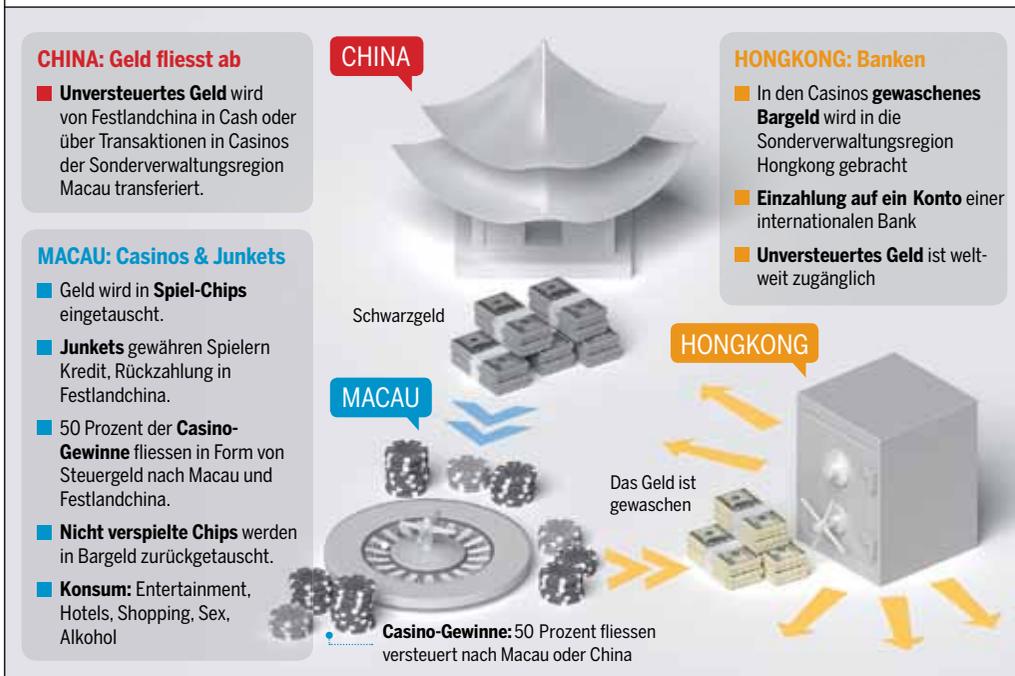
«Seit dem Ende des Kommunismus bedeutet Reichtum Ruhm», sagt Richard Li, Direktor

des Anbieters Sino Strategic International, der 126 Wett- und Lottoläden in Schanghai betreibt. Neben Zahlenlotto gibt es in China seit 1995 unter staatlicher Aufsicht Wetten auf Sportergebnisse. Doch bei mafiösen Buchmachern, Strassengangstern und Internetdiensten verjubeln die Chinesen zehnmal mehr als bei der Staatslotterie.

Und so ist es für Xuemei auch nichts Besonderes, dass sie ihre ganzen Ersparnisse aus ihrem Kleidergeschäft – 14 000 Yuan (2100 Franken) – an den Spieltisch gebracht hat und jetzt tranchenweise in das grosse Räderwerk der Glücksmaschine einspeist, in der Hoffnung, dass es sich dort wundersam vermehre. Gleich am ersten Tag hatte sie das Glück auf ihrer Seite, fast 18 000 Yuan steckten jetzt in ihrer Handtasche, der doppelte Jahresverdienst eines Landarbeiters, erworben binnen Stunden.

Leichtfüssig geht Xuemei um die Tische, und von Übermut gepackt, fragt sie sich, wie irgendjemand so dumm sein könne, für Geld zu arbeiten. Sie trägt ein rotes Kleid. Die Farbe Rot bringe Glück, ist sie überzeugt, und um den Zufall möglichst im Zaum zu halten, trage sie sogar die Unterwäsche in Rot, verrät sie. Sie

Geldwäsche via Macau



«Es gibt mehr Wege, Geld zu waschen, als wir uns vorstellen können.»

achtet nicht auf die Kettenraucher mit den nervösen Händen, denen man den tagelangen Schlafentzug ansieht, sie ignoriert die Verlierer, wie sie mit leeren Blicken durch die ewige Nacht des Casinos wandeln. Lieber schaut sie zu den Männern auf, die aus Holzgetäfelten Hinterzimmern kommen, Männer in Massanzügen und Frauen in hauchdünnen Seidenroben, die in Limousinen steigen.

Die geheimnisvollen Séparées

Dort, in den geheimnisvollen Séparées – den «Junkets» –, wird das richtig grosse Geld gemacht. 25 000 Euro pro Wette. Doch solche Beträge werden bloss zum Aufwärmen gespielt. Richtig zur Sache geht es ab einer Viertelmillion Euro. Und bedenkt man, dass beim Bakkarat stündlich zehn bis zwanzig Wetten gespielt werden, kann man überschlagen, welch gigantischer Reichtum hier umgesetzt wird. Reichtum, der bloss selten legal verdient wurde. Neben Grossindustriellen gehen hier Kader der Kommunistischen Partei ein, die ihr Schwarzgeld verscherbeln, Bürgermeister, die mit den Budgets ihrer Dörfer spielen, Seite an Seite mit Gestalten aus der Halbwelt der Triaden.

Gemäss Schätzungen werden in den Junkets rund 70 Prozent der Casino-Gewinne Macaus generiert. Sie funktionieren wie Inseln innerhalb der Casinos. Junket-Betreiber mieten sich zu horrenden Preisen ein, die sie dank der Spielwut ihrer Kunden im Nu wieder einspielen.

Wer um solche Summen spielt, hat sein Geld nicht im Koffer eingeführt. Es wird direkt auf ein persönliches Konto in den jeweiligen Casinos überwiesen, wo es in Spielchips eingetauscht wird. Nicht selten wird nur ein Bruch-

teil der transferierten Summe verspielt. Der Rest des nun gewaschenen Geldes wird in Form von Bargeld nach Hongkong, wie Macau eine Sonderverwaltungszone Chinas, verschoben, wo es auf ein Privatkonto einer internationalen Bank einbezahlt wird und so weltweit zugänglich ist (siehe Grafik).

Gemäss einer Studie der Global Financial Integrity, einer Organisation mit Sitz in den USA, welche illegale Geldtransfers aufzeichnet, gingen China im letzten Jahrzehnt 3,79 Billionen Dollar Fluchtgeld verloren. «Es gibt mehr Wege, Geld zu waschen, als wir uns vorstellen können», sagt Davis Fong, Privatdozent an der Universität von Macau. Einige umgehen die Junkets und benutzen Leihhäuser, die sich zu Dutzenden in den Strassen hinter den Casinos einquartiert haben. Hier kaufen sie Uhren und andere Luxusgüter mit Yuan oder Kreditkarte und verkaufen sie dem Verkäufer sofort wieder zurück – mit einer gross-



Kaum so gross wie Luzern: Halbinsel Macau.

zügigen Gewinnmarge für den Händler. Die tatsächliche Dimension der Geldwäscherei via Macau zu beziffern, ist unmöglich, aber es ist «ein solch obszöner Betrag, dass es einem den Atem verschlägt», sagt ein Uhrenhändler in der Casino-Stadt.

Auch Bauer Feng bewunderte die noblen Herrschaften aus der Ferne, die in den oberen Etagen des «Lisboa» verkehren, er bewundert ihren Erfolg, den Geruch von Geld und Glück, er fühlt sich ihnen verwandt, nicht den Verlierern. Doch nach ein paar Gewinnen scheint ihn Fortuna im Stich zu lassen. Sorge knabbert an seinem Herz. Bereits hat er fast sein ganzes Spielgeld verloren. Er hätte aufstehen können, als er noch flott auf der Siegerstrasse gefahren ist, und er könnte sich jetzt vom Tisch erheben, um den Schaden in Grenzen zu halten. Doch er tut es nicht, er kann es nicht. Und so wird er, von Gier und Sturheit getrieben, zur leichten Beute für die «Haie», die im Morgenrauen «zum Aufräumen» kommen, wie im Gambler-Jargon der finale Akt bezeichnet wird, in dem die talentierten Spieler den kleinen, müden Fischen auflauern, um ihnen das letzte Geld abzuknöpfen.

«Leichen können keine Schulden zahlen»

Nun ist es so weit. Feng hat seinen letzten Chip verspielt, eine Sekunde überwältigter Ungläubigkeit, dann ein kapitulierender Seufzer wie das puffende Ventil einer Luftmatratze. Ohne Worte und ohne eine Miene zu verziehen, erhebt Feng sich vom Tisch, verlässt das «Lisboa», in dem er vierzehn Stunden, ohne zu essen, gegessen und wo er sein letztes Ersparnis zurückgelassen hat, und schlendert davon.

In seiner vor Müdigkeit und Frust eingeschnürten Seele dämmert die ferne Heimat, Hof und Hühnerstall in der Provinz. Wäre er ein gutbetuchter Kunde, könnte er nun um Kredit bitten. Doch er ist nur der Bauer Feng aus Guangdong, und so bleibt einzig der Gang zurück zur Fähre.

Macau hat mehr als 200 registrierte Junket-Firmen, die ihre Klientel mit Hochglanzbroschüren umwerben. Wer als lukrativer Kunde gilt, darf auch mit leeren Händen einreisen. «Ihm wird vor Ort Kredit gewährt», sagt Tom. Der 25-jährige Australier arbeitet seit zwei Jahren vertraglich als Agent für Junket-Betreiber in diversen Casinos mit dem Auftrag, neue und bestehende Kundschaft an den Spieltisch zu lotsen. Dabei hat er es nicht bloss auf die Superreichen abgesehen. Junkets haben auch *walk-in clients* und pflegen diese Kundschaft intensiv.

Verspielt ein Klient das Leihgeld, was meistens der Fall ist, erhält er eine Rückzahlungsfrist. Und wenn er nicht zahlt? «Man wird ihn finden», sagt Tom knapp. «Die Tentakel der Junket-Eintreiber reichen bis in den hintersten Winkel des Riesenreichs.» Und wenn er

trotzdem nicht bezahlt? «Dann wird er behandelt.» Was klinisch klingt, ist offenbar eine feinabgestufte Kaskade von Druckmitteln, die mit psychologischen Pressionen beginnt. «Man wirft ihm Farbe ans Haus», erklärt Tom. Damit stehe der Schuldner offiziell am Pranger, oft reiche dies in der von hoher Sozialkontrolle geprägten Gesellschaft, dass er Geld lockermache. Hilfe dies nicht, würden gröbere Mittel angewendet: «Knochen brechen, Brandmale setzen, Verstümmeln von Gliedmassen.» Getötet werde indessen kaum je, denn «Leichen können keine Schulden zahlen».

Räucherstäbchen helfen nicht

Die Behörden wissen, was läuft. In den Casinos von Macau hängen Tausende Überwachungskameras, mittels deren die chinesischen Finanzbehörden die Spieler nach Gesichtern korrupter Geschäftsleute oder kommunistischer Kader auswerten können. Offiziell hat Peking der Geldwäscherei den Kampf angesagt. Der neue Führer der Kommunistischen Partei, Xi Jinping, warnte in seiner ersten offiziellen Rede, dass Korruption zum «Kollaps der Partei und Zusammenbruch des Staates» führen könnte. Doch bisher machte die Regierung kaum Anstalten, den *luo guan* (nackte Kader), den Funktionären, die sich an der Staatskasse vergreifen, das Handwerk zu legen.

Trotz Fluchtgeld und Geldwäscherei scheint das kapitalistische «Experiment» Macau für Chinas Führungsriege hochlukrativ zu sein. Fünfzig Prozent der Casino-Einkünfte fliessen in Form von Steuern in die Volksrepublik.

So schraubt sich Macau ungebremst zu immer neuen Superlativen. Schon bald werden Hochgeschwindigkeitszüge in der Nähe von Macau stoppen und noch mehr Spielverrückte aus den Tiefen des chinesischen Reiches an die Spieltische führen. Eben erst hat das «Sheraton», das neuste Hotel der Stadt, seine Bet-

Trotz Fluchtgeld scheint das kapitalistische «Experiment» Macau für Chinas Führung hochlukrativ.

tenzahl auf 10 000 aufgestockt. «Die Nachfrage ist so gross, ich könnte hier locker zehn neue Las Vegas bauen», sagt der greise Tycoon Adelson. Bereits bis zum Strand erstrecken sich bunte Ruinenneubauten, die von antiker Grösse reden und von pharaonischem Reichtum, der mit ein wenig Glück für jeden zu erringen sei.

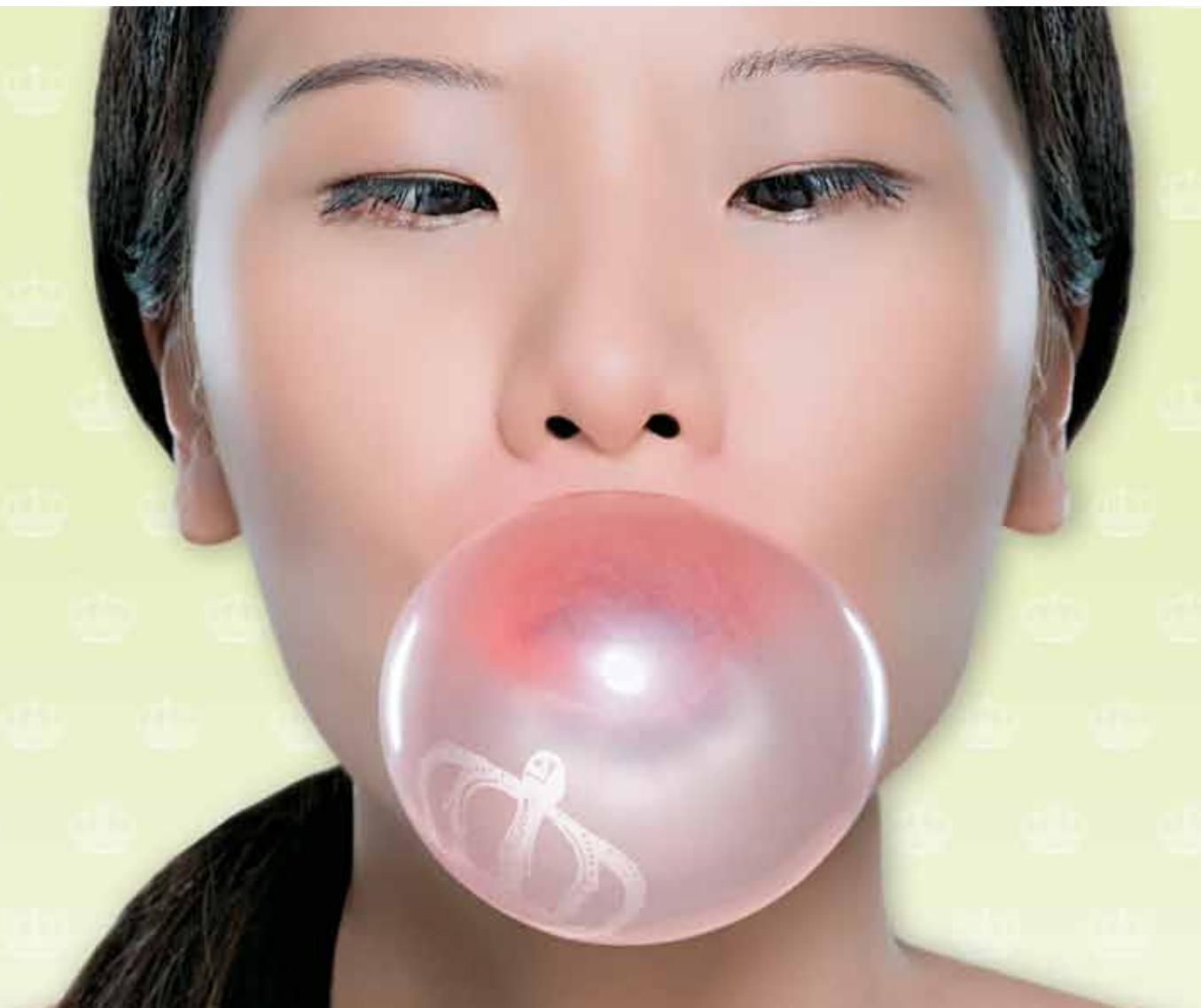
Doch Glück ist ein flüchtiges Gut, das wie eine Fata Morgana unweigerlich ins Verderben lockt. Manchmal ereilt einen das Ende abrupt. Xuemei hat es schleichend erfasst, ähnlich einer Würgeschlange, die ihrem Opfer lang-

sam den Atem abdrückt. Am dritten Tag hatte sie kaum mehr Geld. Sie machte eine Pause und zündete im A-Ma-Tempel, der der taoistischen Göttin A-Ma und der buddhistischen Göttin der Gnade gewidmet ist, ein paar Räucherstäbchen an. Doch es hat nichts geholfen.

Als sie am vierten Morgen in Macau ans Tageslicht tritt, hängt über der Stadt eine dichte Dunstwolke, schwefliges Licht zuckt in ihrem Grau. Xuemeis Reise endet, wie sie enden musste. Oder hatte sie wirklich geglaubt, das Gesetz der Spielhölle würde ausgerechnet bei ihr eine Ausnahme machen? Vier Tage, vier Nächte! Xuemei schüttet sie in die Senkgrube des Vergessens. Nichts gehört mehr ihr, ausser dem Rollkoffer, ihrem Handy und dem roten Kleid. Weg ist das hart verdiente Geld, versenkt im unersättlichen Orkus der Spielhölle.

Das bessere Leben

Aber Xuemei ist kein gebrochener Mensch. Trotzig stochert sie in der Glut ihrer abgebrannten Träume. «Nein», sagt sie in glockenreinem Englisch, «es ist nicht die Hölle.» Macau, sagt sie, sei das bessere Leben, das bessere China. Und wie sie auf der schaukelnden Fähre in die ferne Heimat entschwindet, hält sie sich fest an der Gewissheit, dass sie wiederkehren wird, so schnell wie möglich, und dass sie dann, ganz bestimmt, ihr Glück machen wird. ○



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

Laut, aber herzlich

Drei junge St. Gallerinnen bezirzen mit ihrem harten Bluesrock die Musikszene. Ihre Band Velvet Two Stripes sorgt international für Aufsehen. Wer sie gehört hat, weiss, warum.
Von Rico Bandle und Lukas Maeder (Bild)

Die Rockstar-Attitüden haben sie bereits perfektintus. Drei Stunden vor Konzertbeginn sitzen die drei Frauen zurückgelehnt auf einer Bank vor dem Konzertlokal, eine trägt trotz des düsteren Ambiente eine Sonnenbrille, Bierdosen stehen herum. Ein bärtiger Mann im Clochard-Look stellt sich vor: «I'm the manager.» Die Rockerinnen, zwischen 19 und 23 Jahre alt, geben sich freundlich und abweisend zugleich, hin und her gerissen zwischen ihrer coolen Leck-mich-Pose und der erwartungsvollen Neugier über die Aufmerksamkeit, die sie durch den Besuch des Journalisten erhalten.

Velvet Two Stripes gehören zu den erfolgversprechendsten Bands des Landes. Zumindest wenn man den Medienberichten glauben will. Wie so viele Schweizer Künstler mussten allerdings auch sie erst im Ausland Anerkennung finden, um hierzulande wahrgenommen zu werden. Vor einem Jahr lobte die britische Online-Musikzeitschrift *The VPME* die St. Gallerinnen in den höchsten Tönen und sagte ihnen eine grandiose Zukunft voraus. Und der Musiksender Radio BBC 6 nahm Velvet Two Stripes in die Liste der «Top 25 Acts 2012», der besten Newcomer, auf. In der Folge erklärten die SRF-Nachrichtensendung «10 vor 10»

Alle zeigen die für den Rock'n'Roll unabdingbare Verruchtheit.

und die Zeitung *20 Minuten* das Trio zur «coolsten Band der Schweiz» – dabei hatte sie damals erst wenige Songs im Repertoire. «10 vor 10» bot einige altgediente Musikkritiker auf, alle waren hingerissen von den jungen Frauen. Das Geschlecht dürfte ein wichtiger Grund für das Hochgefühl der Experten gewesen sein, aber nicht der einzige. Die Band weckt bei alternden Rockliebhabern Jugenderinnerungen. Velvet Two Stripes machen klassischen Gitarrenrock nach dem Vorbild der grossen Meister aus den sechziger und siebziger Jahren: Die Einflüsse von Velvet Underground, Jimi Hendrix oder Patti Smith sind unüberhörbar. Auch das Outfit – Lederjacken, Tätowierungen – unterscheidet sich kaum von den damaligen Rockstars.

Bis der Körper zittert

Die Musikerinnen betreten die Bühne des Zürcher «Exil»-Klubs mit je einer Dose Bier in der Hand, in der Mitte platziert sich nicht etwa

die Sängerin, sondern die Gitarristin. Die Aufstellung entspricht der Musik von Velvet Two Stripes: Die E-Gitarre ist das zentrale Element, die Gitarristin Sara Diggelmann erweist sich als Virtuosa, ihre herausragenden Soli würden auch vielen arrivierten Bands gut anstehen. Die Verstärker sind dabei dermassen aufgedreht, dass die Schallwellen den Körper erzittern lassen – das ist echter Rock'n'Roll, gespielt mit echten Instrumenten, von drei Frauen, die ihre Sache erfrischend unbekümmert und jenseits aller Modeströmungen durchziehen.

Ihr harter, handgemachter Sound und das Spiel mit verzerrten Tönen sind der grösst-

mögliche Gegensatz zum allgegenwärtigen Einheitsgedusel, das kürzlich in der Castingshow «The Voice of Switzerland» ausgiebig zelebriert wurde. Sängerin Sophie Diggelmann zeigt mit ihrer Stimme eine beeindruckende Spannweite, mal singt sie sanft, mal schreit sie aus sich heraus, bis sie die Heiserkeit einer Janis Joplin erreicht. Mit ihren neunzehn Jahren ist sie die Jüngste auf der Bühne, und sie gibt sich noch etwas gar introvertiert, als traute sie ihrer eigenen Präsenz nicht ganz.

Lieber Blau als Rosa

Die drei fügen sich optisch perfekt zusammen, als stünde hinter der Zusammensetzung das



Spiel mit verzerrten Tönen: Gitarristin Sara Diggelmann, Sängerin Sophie Diggelmann, Bassistin

Kalkül einer grossen Plattenfirma: Sophie ist blond, Sara rothaarig und Franca Mock, die elegante Bassistin, schwarzhaarig. Wie bei einer Retortenband repräsentiert jede einen unterschiedlichen Typus Frau – alle jedoch zeigen die für den Rock'n'Roll unabdingbare Verruchtheit. Kalkül steht allerdings keines dahinter, eine grosse Plattenfirma schon gar nicht. Sophie und Sara Diggelmann sind Schwestern, Franca Mock ist eine Freundin.

Die Band entstand im Rahmen eines Kurses der Musikschule St.Gallen, die Mädchen waren damals zwischen elf und vierzehn Jahre alt. Anfangs bestand die Gruppe aus fünf Musikerinnen, zwei sind in der Zwischenzeit abgesprungen; Sophie, einst die Schlagzeugin, rückte zur Sängerin vor, die Beats kommen seither aus dem Computer. «Wir geben uns auf der Bühne nicht anders als sonst», sagt Sophie, «auch privat laufen wir so herum.» Selbst dass sie eine reine Frauenband seien, sei nie geplant gewesen, sondern habe sich einfach so ergeben. «Wir wollen auch nicht Frauenmusik machen», sagt Sara.

Machen Frauen anders Musik als Männer? «Nein, ich glaube nicht. Frauen sind auf der Bühne vielleicht etwas verhaltener als Männer, aber sonst sehe ich keinen Unterschied», sagt Sophie Diggelmann. Weshalb gibt es in der Rockszene so wenige Instrumentalistinnen? «Es passt nicht ins gesellschaftliche Bild, dass Frauen laute Instrumente spielen – aber das ändert sich nun langsam», sagt die Sängerin. Franca Mock stimmt ihrer Kollegin zu: «Für Frauen erfordert es mehr Mut, auf der Bühne zu stehen.»

Von Rohrs Kritik

Zu den Experten, die im «10 vor 10»-Beitrag vor einem halben Jahr Velvet Two Stripes hochlobten, gehörte auch der Krokus-Produzent und Bassist Chris von Rohr. Er rühmte den eigenständigen Sound, «es kracht, es donnert, es ist rau», und Frauen mit E-Gitarren gefielen ihm ohnehin. Heute sieht er die Sache kritischer. «Ich höre zu wenig von der Band. Die müssten jetzt ab in den Tourbus, ins Ausland, viel spielen. Die Schweiz macht dich

als junge Band mit viel Vorschusslorbeeren schnell selbstgefällig und zu wenig dringlich.»

Die Musikerinnen nehmen von Rohrs Ratschlag ernst. In den nächsten Monaten stehen Konzerte in Berlin, Hamburg, London und Brighton an. Einfach umzusetzen, ist ein solches Pensum für eine junge Band allerdings nicht: Sophie macht in Zürich eine Mittelschulbildung, ihre Schwester Sara studiert Sozialanthropologie und Geschichte in Bern, Franca Italienisch in Basel. «Wir geben jetzt schon ein bis zwei Konzerte pro Woche. Und

«Für Frauen erfordert es mehr Mut, auf die Bühne zu stehen.»

im Moment ist es noch zu früh, das Studium hinzuschmeissen, schliesslich verdienen wir noch nicht so viel, dass wir von der Musik leben könnten», sagt Franca. Im Herbst kommt die erste CD bei Snowwhite in Berlin heraus, einem angesehenen Independent-Label. «Wir kommen zurzeit gar nicht so viel zum Üben.»

Es ist wie bei vielen Rockbands: Je länger das Konzert dauert, desto besser werden die drei Frauen, die Stimme wird klarer, die Stimmung gelöster. Ihre Songs, so erklären sie, entstünden alle aus der Improvisation, dem Jammen. «Wir spielen und wiederholen gelungene Passagen so lang, bis sich ein Song herauskristallisiert», erklärt Sophie. Die englischsprachigen Texte ergeben sich ebenfalls aus der Improvisation, deren Inhalt ist allerdings nebensächlich, man versteht an den Konzerten ohnehin kein Wort. Dies dürfte einen grossen Teil ihres Erfolgsrezepts ausmachen: Velvet Two Stripes, obschon eine Frauenband, hat keine spezifische Botschaft, kein gesellschaftliches oder politisches Anliegen, ihr einziges Ziel ist es, gute und eigenwillige Musik zu machen.

Nach einer Dreiviertelstunde verlassen die drei Frauen unter Gejohle die Bühne. Mehr Songs haben sie noch nicht. Einige Minuten später sind sie schon zurück, räumen mit ihrem Techniker die Bühne auf, tragen Instrumente und Verstärker weg, rollen Kabel auf. Von Rockstar-Glamour ist da nichts mehr übrig. Dafür die Erkenntnis: Diese Frauen können nicht nur harten Sound machen, sondern auch kräftig zupacken.



Franca Mock (v.l.).

Nächste Konzertdaten: 6. April, Hamburg; 26. April, Berlin, White Trash; 2. Mai, London, Proud Gallery; 3. Mai, Zürich, Bogen F; 16. und 18. Mai, Brighton, Great Escape Festival.

«Auf der Waage sind alle gleich»

Wollen Reiche und Prominente ihre Kilos verlieren, buchen sie einen Aufenthalt in der Fastenklinik von Raimund C. Wilhelmi in Überlingen am Bodensee. Ein Gespräch über falsche Ernährung, Glücksgefühle beim Hungern und störende Paparazzi. *Von Andreas Kunz und Dan Cermak (Bild)*

Bis Ostern ist noch Fastenzeit. Ist Ihre Klinik voll?

Ja, wir haben alle 150 Zimmer belegt, 65 Gäste sind auf der Warteliste. Ich habe selber soeben eine dreiwöchige Fastenkur hinter mir.

Wie viel haben Sie abgenommen?

Das war nicht mein Hauptmotiv, aber ja: zehn Kilo. Männer verlieren beim Fasten ein Pfund pro Tag. Das Gute daran ist: Die Hälfte davon ist pures Fett.

Wie viel verlieren Frauen?

250 bis 300 Gramm pro Tag, wovon ebenfalls die Hälfte Fett ist. Das erscheint ungerecht, aber Männer nehmen auch schneller zu – vor allem am Bauch beim Biertrinken.

Wie ist Ihre Klinik zum weltweit grössten Zentrum für Heilfasten geworden?

Mein Grossvater war Arzt bei der kaiserlichen Marine und ist 1916 im Krieg an einer Mandelentzündung erkrankt, die zu einer schlimmen entzündlichen Rheumalerkrankung wurde. Kein Arzt konnte ihm helfen; er musste die Marine verlassen. Bis er sich selbst einer radikalen Fastenkur unterzog, die ihn vollständig heilte. Dieses Erlebnis hat ihn zum strengen Vegetarier, Naturheilarzt und Begründer des Buchinger Heilfastens gemacht. Heute ist es die am weitesten verbreitete medizinische Fastenmethode.

Ihre Gäste trinken den ganzen Tag nur Obstsaft und Gemüsebouillons. Das muss ein trostloser Aufenthalt sein.

Überhaupt nicht. Bei uns läuft sieben Tage die Woche von morgens bis abends ein kulturelles und gesundheitspädagogisches Rahmenprogramm in drei Sprachen. Sie können täglich geführte Wanderungen machen, Golf oder Tennis spielen, Fahrrad fahren oder schwimmen. Alles unter professioneller Aufsicht.

Prominente Gäste wie Joe Ackermann, Jodie Foster oder Bianca Jagger lassen sich von Ihnen zeigen, wie man gesund kocht?

Deswegen kommen sie ja – sie wollen nicht nur abnehmen, sondern auch etwas lernen! Gerade die Prominenten sind meist sehr offen, diskret und diszipliniert.

Was sagen die anderen Gäste, wenn sie Berühmtheiten bei Ihnen rumlaufen sehen?

Joe Ackermann ist ganz natürlich und bescheiden durch die Klinik oder das Städtchen spaziert. Dass die Leute ihn erkannt haben, war kein Problem. Diejenigen, die

nicht so im Rampenlicht stehen, geniessen es geradezu, unerkannt durch Überlingen zu flanieren, einzukaufen, im Café am See zu sitzen. Das können sie bei sich zu Hause oft nicht. Probleme gibt's nur ganz selten.

Zum Beispiel?

Als Tina Onassis in unserer Klinik in Marbella war, wurde sie derart penetrant von Paparazzi verfolgt, dass auch die anderen Gäste sich gestört fühlten. Da mussten wir einschreiten.

Ihre Klinik feiert das Sechzig-Jahr-Jubiläum. Das Fasten gibt es aber schon viel länger.

Die Ursprünge des Fastens sind religiöser Art. Das kultische Fasten kommt praktisch in allen Religionen vor. Im Islam ist es der Ramadan, im Christentum die Fastenzeit, die Juden haben den Jom Kippur, und auch Buddha hat gefastet. Dass aufgrund von Übergewicht gefastet wird, kennen wir erst seit dem 20. Jahrhundert, das war früher eher selten.

Etwas Religiöses hat das Fasten bis heute.

Tatsächlich gibt es Ähnlichkeiten. Man geht beim Fasten in sich, wird ein anderer Mensch und wird sich seiner Existenz besser be-

«Man wird heiter und fröhlich, ist zufrieden und in sich gekehrt.»

wusst. Man überlegt sich nicht mehr, was es morgen zu essen gibt, sondern macht sich Gedanken, wie es mit dem eigenen Leben weitergeht. Es stellen sich Fragen, die man ansonsten gerne verdrängt im Leben.

Welche?

Lebe ich noch im Einklang mit meinem höheren Selbst, oder bin ich auf dem Holzweg? Habe ich den richtigen Beruf, den richtigen Partner? Beim Fasten geht es darum, sein Leben zu reflektieren und den richtigen Weg zu finden. «Wenn nur der Gürtel enger wird und der Geist sich nicht weitet, dann ist nicht viel erreicht», sagte schon mein Grossvater. Zu einer der tragenden Säulen unserer Behandlung sind auch verschiedene Formen der Psychotherapie geworden.

Weil die Gäste emotional zusammenbrechen, wenn sie nichts zu essen bekommen?

Wenn sie einmal richtig loslassen, wenn sie sich ihrer Lebenssituation bewusst werden, können bei unseren Gästen schon einmal Tränen fliessen. Nicht öffentlich im Speise-

saal natürlich, aber im Gespräch zwischen Arzt und Patient, mit der Schwester, mit dem Psychotherapeuten. Manche haben persönliche Krisen oder Schicksalsschläge erlebt – und hier bei uns, wenn sie weit weg sind von der Hektik ihres Alltags, haben sie endlich Zeit, diese Krisen zu bewältigen. Unter unseren Gästen sind auch Leistungsträger, die sagen, sie könnten einfach nicht mehr weiter, seien fix und fertig, sie müssten sofort kommen, auch wenn wir nur eine Besenkammer frei hätten.

Wer freiwillig in die Besenkammer zieht, muss einiges falsch gemacht haben im Leben.

In den letzten Jahren hat sich unsere Lebensweise enorm beschleunigt. Gleichzeitig sind Krankheiten wie Diabetes, hoher Blutdruck oder auch psychosomatische Beschwerden zu einem grossen Problem geworden – alles Symptome, die eindeutig mit dem Lebensstil zu tun haben.

Und zum Fasten nehmen sich die Leute Zeit?

Nicht immer. Die Schnelligkeit und Hektik ist leider auch beim Fasten angekommen. Die Leute haben heute keine drei Wochen Zeit mehr, um eine richtige Fastenkur zu machen. Wenn man vier Wochen Urlaub hat im Jahr, möchte man sich gerne auch mal was gönnen. Viele liegen dann lieber faul am Strand an der Sonne. Fastet man jedoch nur ein paar Tage, verpasst man das Ziel.

Inwiefern?

Sie müssen wissen: Die ersten drei Tage ist das Fasten oft nicht angenehm. Man kriegt Kopfschmerzen, der Körper macht einen Entzug durch. Erst wenn man sich daran gewöhnt hat, wird es richtig toll. Dann gibt es im Gehirn eine erhöhte Konzentration von Serotonin, einer Art Glücksdroge, man wird heiter und fröhlich, ist zufrieden und in sich gekehrt. Deshalb hatten wohl ursprünglich auch die Religionen das Fasten für sich entdeckt. Einige Leute werden sogar richtig ekstatisch und euphorisch, wenn sie zwei, drei Wochen oder länger keine feste Nahrung zu sich nehmen.

Langsam klingts esoterisch.

Keine Angst. Tatsächlich sind mit dem Boom in der Branche viele Angebote dazugekommen, die eher einen fragwürdigen Einschlag haben. Da wollen wir uns abgrenzen, wir sind eine seriöse medizinische Einrichtung, bei uns gibt es kein Handauflegen oder Pendeldiagnosen. Sie können auch keine Pül-



«Wir gelten als streng»: Klinikdirektor Wilhelmi.

verchen, Pillen oder Kügelchen kaufen – obwohl der Markt dafür sicher vorhanden wäre. Wir sind eine Klinik unter professioneller ärztlicher Leitung. Die deutsche Medizin hat im Ausland noch immer einen guten Ruf. Wir gelten als streng. Gerade wohlhabende Menschen aus eher lebenslustigen Ländern im Süden wollen vor sich selbst geschützt werden. Sie sagen, sie brauchten eine Klinik mit wenig Freiheiten, beinahe wie ein Gefängnis.

Ferien in einem Gefängnis? Wie dekadent muss man sein, um sich das anzutun?

Wellnessangebote haben wir natürlich auch. Das hatten wir schon, lange bevor viele Hotels auf diesen Trend aufsprangen. Natürlich gibt es bei uns auch eine Sauna, es gibt über vierzig verschiedene Massagearten, auch Naturkosmetik, wenn Sie Lust darauf haben. Aber es gibt bestimmte Therapien, die Sie sich nicht selber verordnen können. Eine Fastenkur soll nicht ein beliebiges Wohlfühlprogramm sein. Den besten Weg zu Gesundheit und Wohlbefinden legen Sie bei uns zusammen mit dem Arzt fest.

Fasten ist für den Körper doch ein Schock, er bekommt plötzlich die Energie nicht mehr, die er sich jahrelang gewohnt war. Das kann nicht gesund sein.

Der Schock besteht nicht im Fasten, sondern in dem, was die meisten Menschen

ihrem Körper heute zumuten: zu wenig Bewegung, zu viel Salz, Zucker, Fette und industrielle Nahrungsmittelzusätze, bei denen niemand genau weiss, was drinsteckt. «Fasten ist wie eine Operation ohne Messer», sagte mein Grossvater. Damit wollte er die Schwere des Eingriffs betonen und dass er unter ärztlicher Aufsicht erfolgen sollte.

Was soll gesund daran sein, wenn der Mensch sich keine Energie mehr zuführt?

Beim Fasten kann der Körper eine Pause machen. Viele der überflüssigen und teils hochtoxischen Substanzen, die vor allem Leber und Darm täglich verarbeiten müssen, fallen weg. Nach zwei Tagen ohne Nahrung ist der Darm ruhiggestellt. Und wenn man weiss, dass rund dreissig Prozent unserer Körperenergie für die Verdauung benötigt werden, kann man sich vorstellen, warum sich Fastende plötzlich so lebendig fühlen. Der Körper reinigt sich, er scheidet alles aus, was ihm zu viel ist, was ihm auf Dauer nicht guttut – und von oben kommt nicht mehr ständig Neues hinzu. Jeder Fastende merkt, dass seine Haut besser wird, die Augen und die Zähne weisser werden und viele körperliche Beschwerden abnehmen. Auch seelisch kann man vieles «verstoffwechseln» und dann hinter sich lassen, was man lange mit sich herumgetragen hat.

Viele Gäste kommen doch zu Ihnen in die Klinik, um nachher wieder guten Gewissens über die Stränge schlagen zu können.

Sicher gibt es Gäste, die jedes Jahr einmal zu uns kommen wie in eine Servicestation und den Rest des Jahres weiter ihren ungesunden Lebensstil pflegen. Wer gibt uns das Recht, das moralisch zu verurteilen? Wir sind keine Erziehungsanstalt. Wir haben auch sehr viele Gäste, die oft nicht anders können, die beruflich stark eingebunden und belastet sind, viel reisen müssen und ständig zum Essen und Trinken eingeladen werden. Ein bisschen was in seinem Leben ändert aber jeder, der hier war. Und sei es nur, dass er mehr Sport treibt, weniger Alkohol trinkt oder grünen Tee statt Kaffee.

Es ist doch so: Je ungesunder das Essen, desto grösser die Glücksgefühle. Burger, Torten oder Pommes frites isst jeder lieber als eine rohe Karotte.

Natürlich schüttet der Mensch nicht nur beim Fasten Serotonin aus. Auch wenn er Schokolade isst oder ein saftiges Steak, teilweise nach Alkoholkonsum oder auch beim Sex. Unsere Gier nach Fett und Zucker ist evolutionstechnisch bedingt. Die Lebensmittelindustrie weiss das und forscht ständig weiter, wie sie beim Kunden diese Glücksmomente erzeugen kann. Wenn man sich dessen nicht bewusst wird, ist man der Industrie und der Werbung



FM 93.6
RADIO10 DIE WELTWOCHEN

ROGER GEGEN ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM HOTEL SEDARTIS AN DER BAHNHOFSTRASSE 15/16 IN 8800 THALWIL
8. APRIL 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

hotel sedartis
for business, culture and fine food



völlig ausgeliefert. Bei den vielen Angeboten mit dem teils raffiniert versteckten Fett und Zucker ist es heutzutage für schwache Charaktere fast nicht mehr möglich, ein gesundes Leben zu führen. Man kann den Verlockungen kaum mehr entkommen. Das beobachten wir nicht nur bei den Amerikanern, sondern zunehmend auch bei Gästen aus dem arabischen Raum.

Zum Beispiel?

Ein Mitglied der Herrscherfamilie aus Katar hat es in mehreren Fastenperioden, die immer wieder durch Perioden mit niedrigkalorischer Diät unterbrochen wurden, innerhalb eines Jahres von 180 Kilo auf 90 gebracht. Es gibt andere Erfolgsgeschichten wie die der jungen libanesischen Frau, die es von 120 Kilo mit mehrfachen Aufenthalten in mehreren Jahren – inklusive Rückfällen – dank Fasten, Meditation und Joggen auf 80 Kilo schaffte. Letztes Jahr ist sie in Beirut den Marathon gelaufen und am Ziel angekommen. Wir sind mit ihr stolz!

Mussten Sie schon Gäste rausschmeissen, die sich nicht an die Regeln gehalten haben?

Das kam vor.

Erzählen Sie.

Im Sommer haben wir ein sogenanntes Junior-Programm, wo Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren zu uns kommen. Da waren in den ersten Jahren einige sehr un-

disziplinierte darunter, bei denen man natürlich merkte, dass sie von ihren Eltern geschickt wurden. Nachdem einige mehrmals gegen die Regeln verstossen hatten, musste ich sie bitten, nach Hause zu fahren.

Was hatten die Jugendlichen angestellt?

Heimlich Pizza gegessen?

Zum Beispiel. Oder sie waren betrunken nach Mitternacht heimgekommen oder hatten trotz Verwarnung auf dem Zimmer geraucht.

Sie haben Gäste aus aller Welt. Sind die kulturellen Unterschiede beim Fasten gross?

Zwischen einem deutschen Studienrat, den weiblichen Angehörigen einer arabischen *royal family* oder einem russischen Oligarchen sind die Unterschiede teilweise gross. Aber wie sagt man so schön: Auf der Waage sind alle gleich. Übrigens freut es uns sehr, dass in letzter Zeit immer mehr Firmen – zum Beispiel eine Münchner Bank – ihre leitenden Angestellten zu uns schicken: Das ist echte Burnout-Prophylaxe.

Wie ist das Verhältnis von Männern und Frauen unter den Gästen?

55 Prozent sind weiblich, aber der Männeranteil steigt stetig. Im Gegensatz zu früher, wo fast nur bei den Frauen auf das Aussehen geachtet wurde, müssen gerade Führungskräfte heute ebenfalls gut aussehen, schlank und gesund sein – trotz der vielen Arbeit.

Was schätzen die Frauen?

Berufstätige Frauen profitieren am meisten. Hier müssen sie endlich mal nichts machen und können loslassen. Sie haben keine berufliche Verpflichtung, müssen nicht kochen, sich nicht um den Mann und die Kinder kümmern – das ist für viele Frauen wie im Paradies. Zudem sehen die Frauen nach einer Kur einfach besser aus, was ihnen natürlich nicht unwichtig ist.

Ist Fasten dem Liebesleben zuträglich?

Die Hormonproduktion geht bei beiden Geschlechtern erst einmal zurück, der Stoffwechsel schaltet zunächst auf Sparflamme. Aber dadurch, dass sie schöner und schlanker werden, bekommen manche Frauen ein neues Verhältnis zu ihrer Körperlichkeit, dadurch fühlen sie sich dann auch attraktiver, wodurch auch die Erotik aufblühen kann. Bei den Männern kommen die gewohnten Kräfte erst am Ende der Kur zurück. Gemäss mehreren Berichten sollen dann aber die schon gänzlich eingeschlafenen vermuteten Fähigkeiten unerwartet wieder aufblühen. (Lacht)

Raimund C. Wilhelmi, 64, führt zusammen mit seiner Frau Françoise in Überlingen am Bodensee sowie im spanischen Marbella eine Klinik für Heilfasten, Ernährung und Integrative Medizin. Die Preise für einen Aufenthalt variieren von 190 Euro bis 450 Euro pro Nacht inklusive Laboruntersuchungen und Beratung durch Arzt und Krankenschwester. www.buchinger.com

Notfall Syrien

Ihre Spende rettet Leben. Helfen Sie jetzt.

SMS «Syrien 30» AN 2828
für eine Spende von 30 CHF
(Betrag nach Wahl)

PC 12-100-2
Betreff «Syrien»

WWW.MSF.CH



Das tägliche Biest

Von Daniele Muscionico

Er ist einer aus einer anderen Zeit. Als Schauspieler noch wilde Tiere waren, in einem Schwarm Hells Angels in Beverly Hills einfielen, im goldenen Rolls-Royce von Nachtclub zu Nachtclub rasten, Partys feierten, bis alle Nachbarn auszogen: Das war Mickey Rourke als Mickey Rourke. Einer der grössten Schauspieler der achtziger Jahre, die ungeguckte Antwort auf Hollywoods Angst vor Skandalen.

Heute ist Rourke das geläuterte Tier. Und sein vom Leben zerhauenes Gesicht passt zum Ölschinken des Nobelhotels wie die Faust aufs Auge seiner Gegner im Boxring. Rourke im lächerlichen rosa Polyester, Pranken wie ein Grizzly, eine tickende Zeitbombe. Sieh diesen Mann bloss nicht scharf an von der Seite, du läufst sonst Gefahr, dass er zuschlägt.

Rourke in der Hotellobby 2005 ist Marv in «Sin City». Ein Schläger, der Amok läuft, ein Typ ausser Kontrolle. «Sin City», der Film von Robert Rodriguez, ist sein Comeback, an das er selbst nicht mehr geglaubt hat. Zwölf magere Jahre liegen hinter ihm, das Publikum hatte seine Filme boykottiert, die Kritiker ihn zum Abschuss freigegeben. Rourkes Fall war so tief, wie seine Fähigkeiten die anderer meilenweit überragten. Und auch, weil seine Hybris sprichwörtlich war. Er lehnte Rollen ab in dem «Schweigen der Lämmer», in «Rain Man» und «Pulp Fiction». Er legte sich an mit allen und jedem. Er war ein Kotzbrocken. 2005 ist er wieder oben, zumindest diesen einen Moment.

Diesen Moment hat Bryan Adams erkannt. Und er schießt, ohne Waffe, mit seiner Kamera.

Denn Adams ist nicht nur ein hervorragender Musiker und Komponist. Er ist auch ein begnadeter Fotograf. Seine ersten Motive, Mitte der siebziger Jahre, waren Konzertfotos von Beach-Boys-Auftritten, Parkplatzmauern, seiner Freundin im Badezimmer, seiner Mutter, sein Klavier. Doch über die Jahre änderte sich der Blick, und viele Freunde, Berühmtheiten, Superstars standen ihm Modell. Schnörkellos und glamourfrei zeigt er sie, wie nur einer das kann, der Teil ist des *inner circle*. Für sein Porträt von Mickey Rourke wurde er 2012 mit einem Lead Award für die «Porträtfotografie des Jahres» ausgezeichnet. Adams' Porträt von Queen Elizabeth II ziert heute eine kanadische Briefmarke.

Was ist mit Mickey Rourke als Briefmarken-Boy? «Leck mich!», brüllte das Biest. Und alles ergäbe urplötzlich Sinn.

Die Ausstellung «Exposed» im NRW-Forum Düsseldorf zeigt 150 Künstlerporträts von Bryan Adams, bis 22. Mai. Anschliessend Welttournee durch grosse Museen.



Als Schauspieler noch wilde Tiere waren: Hollywoodstar Mickey Rourke, fotografiert 2005 von Bryan



Adams.

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (3) **Eveline Hasler**: Mit dem letzten Schiff
(*Nagel & Kimche*)
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-Dekret (DTV)
- 4 (-) **Nora Roberts**: Die letzte Zeugin
(*Blanvalet*)
- 5 (7) **Paulo Coelho**: Die Schriften von Accra
(*Diogenes*)
- 6 (4) **Franz Hohler**: Der Geisterfahrer
(*Luchterhand*)
- 7 (5) **Volker Klüpfel, Michael Kobr**: Herzblut
(*Droemer/Knaur*)
- 8 (9) **Arne Dahl**: Zorn (*Piper*)
- 9 (8) **Timur Vermes**: Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 10 (-) **Dora Heldt**: Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen! (DTV)

Sachbücher

- 1 (1) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 2 (3) **Manfred Lütz**: Bluff! Die Fälschung der Welt (*Droemer/Knaur*)
- 3 (2) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (8) **Petra Bock**: Mindfuck – Warum wir uns ... (*Droemer/Knaur*)
- 5 (5) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 6 (4) **Joshua Clark, Mark Lauren**: Fit ohne Geräte für Frauen (*Riva*)
- 7 (-) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 8 (6) **Joshua Clark, Mark Lauren**: Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 9 (7) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Handelns (*Hanser*)
- 10 (-) **Jamie Oliver**: Jamies 15-Minuten-Küche (*Dorling Kindersley*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Privilegien

Die Stadt Zürich will die subventionierten Atelierplätze in der Roten Fabrik zukünftig nur noch für fünf Jahre vergeben. Der Entscheid ist sinnvoll, bisher blieben die Künstler zum Teil Jahrzehnte in den kostengünstigen Räumen. Wer einmal drin war, machte keine Anstalten, das Atelier nach ein paar Jahren wieder freizugeben, junge Bewerber hatten das Nachsehen. Die Künstler, die nun raus müssen, sind wortreich empört. Im *Tages-Anzeiger* schimpften sie ungehemmt: «Es ist zum Kotzen.» – «Es ist ganz klar eine Bevormundung der Kunstschaffenden.» – «Dieses Gebäude war schon immer ein Spielball der Politik. Mir reicht.» Privilegien zu haben scheint im alternativen Kulturzentrum als Menschenrecht zu gelten. (rb)

Keine falsche Bewegung

Der Papagei schlägt Purzelbäume, der Elefant schleudert Leute durch die Luft. So ist der Circus Knie am besten. *Von Rico Bandle*



Jeder Sprung ein tollkühnes Unterfangen: Franco Knies Elefantnummer.

Die Unterhaltungsbranche kämpft stärker als auch schon um die Gunst des Publikums: Der weltbekannte Cirque du Soleil schrieb 2012 erstmals in seiner Geschichte rote Zahlen und strich kürzlich 400 Stellen. Wie offensiv Udo Jürgens zurzeit in allen Medien Werbung für sein Musical «Ich war noch niemals in New York» macht, deutet darauf hin, dass auch der grosse Star Mühe bekundet, Zuschauer in die «Erfolgsproduktion» zu locken. Wir können zwar nicht voraussagen, dass es dem Circus Knie auf dieser Tournee besser ergehen wird. Was man aber schon an der Premiere erkennen konnte: Es sind die eher archaischen Nummern, die gut ankommen, die «émotions» wecken (so der Titel des diesjährigen Programms) – und nicht die mit Musical-Schmalz überzogenen Choreografien à la Cirque du Soleil.

Drei Nummern seien besonders hervorgehoben. Die Papageien des Italiener Alessio Fochesato schlagen auf Kommando einen Purzelbaum, nicken im Takt der Musik, breiten ihre Flügel aus. Wenn die Vögel dann mit ihrer beeindruckenden Spannweite knapp über den Köpfen des Publikums die Manege umfliegen, so ist dies ein erhabener Anblick – ein Erlebnis, das auch das modernste 3-D-Kino nicht annähernd bieten kann. Franco Knies Elefanten treten mit ihrer vollen Masse auf das Schleuderbrett und spicken die Artisten in die Höhe.

Wie stark der Elefant auf das Brett tritt, ist für die Künstler nicht exakt kalkulierbar, jeder Sprung wird dadurch zu einem tollkühnen Unterfangen.

Schweizer fallen ab

In einer Gesellschaft, wo Risikominimierung das oberste Gebot ist, gewinnen Darbietungen an Faszination, bei denen eine falsche Bewegung schlimmste Konsequenzen haben kann. Der Brasilianer Super Silva hangelt sich, als Spiderman verkleidet, kopfüber vierzehn Meter über der Manege von Fusschlaufe zu Fusschlaufe und fliegt von einem schwingenden Trapez zum andern – ohne Netz oder Sicherheitslonge. Damit stellt er auch die nordkoreanischen Artisten am fliegenden Trapez in den Schatten, die gut gesichert sind – angesichts der zwei Stürze ins Auffangnetz an der Premiere muss man sagen: zum Glück.

Die zwei Schweizer Stars, der Komiker Claudio Zuccolini und die Schlangenfrau Nina Burri, können in dem hochstehenden Programm nicht ganz mithalten. Zuccolini wird seine Nummern wohl noch anpassen müssen, bei Burri zeigt sich der Klassenunterschied, wie wenn im Fussball wieder einmal ein hiesiger Super-League-Klub in der Champions League mitmischte.

Circus Knie: Emotions. Bis 17. November

Auf den Spuren Karajans

Bayreuth-Regent Christian Thielemann wird im österlichen Salzburg als Erlöser gefeiert. Von Christian Berzins

EMI-Plattenproduzent Walter Legge witzelte 1967, dass bald Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung des heiligen Herbert von Salzburg bevorstünden. Damals hatte Herbert von Karajan zusammen mit seinen Berliner Philharmonikern die Salzburger Osterfestspiele in die Welt gerufen, die ohne Bürokraten und ohne Staat, sprich ohne Subventionen, Erfolg haben wollten. Ein Kreis von Eingeweihten sollte einen Mitgliederbeitrag bezahlen, damit sie an die teuren Karten gelangen konnten. Es war Karajans kühne Antwort auf Bayreuth – und ein ungeheures Risiko. Der Versicherer Lloyds verbot dem Maestro, vor Ostern Ski zu laufen und mit dem Privatflugzeug zu fliegen. Bis zu seinem Tod 1989 ging alles gut, auch wenn der Staat alsbald doch etwas aushelfen musste.

1990 begann, ohne personelle Verbindung zum Sommerfestival, die Zeit der Orientierungslosigkeit. Tiefpunkt war 2009 ein Finanzskandal. Als auf 2013 hin auch noch die Berliner Philharmoniker mitsamt ihrem Chefdirigenten Simon Rattle nach Baden-Baden absprangen, drohte das Aus. Da trat der ehemalige EMI-Chef und Karajan-Vertraute Peter Alward auf den Plan und holte den Karajan-Schüler Christian Thielemann mitsamt seiner Sächsischen Staatskapelle Dresden ins Boot. Der ästhetische Ansatz Thielemanns und seine Liebe zu Bruckner, Brahms, Strauss und Beet-

hoven sollen zum Konzept der Osterfestspiele passen. Den Schwerpunkt werden in den nächsten fünf Jahren naturgemäss wie einst bei Karajan die Opern von Richard Wagner bilden, ist doch Bayreuth-Regent Thielemann erster Wagner-Versteher der Opernwelt. Und er sollte nun zum Neustart die Erlöser-Oper «Parsifal» dirigieren und die leidenden Osterfestspiele erlösen. Unbemerkt schlich sich Wagners erster Kapellmeister auf Erden ans Pult und begann effektiv wie in Bayreuth aus der Stille heraus zu dirigieren. Und wie.

Die Auferstehung

Thielemann ging mit seiner «Wunderharfe», der Staatskapelle, an die Grenze zur Überforderung, entlockte ihr wollüstige Düfte des Frühlings. Da war in jeder Streicherphrase ein Beben, in jedem Holzbläsersolo lachte das Glück: Thielemann trieb die Vermischung der Klänge nicht an den berüchtigten Stellen auf die Spitze, sondern schuf eine vierstündige Einheit. Die Verführungsszene war nicht erotisch aufgepeitscht, sondern voll bekümmerner Zärtlichkeit, der Karfreitagszauber ein sinnliches Seelenbekenntnis aller Musiker.

Selten war der Festspielgast mit dem Zauber der Erinnerung so schön überflutet worden. Doch leider bleibt der Abend trotz nobel singender und schlicht erzählender Sänger – Wolfgang Koch (Klingsor und Amfortas), Johan Botha (Parsifal), Stephen Milling (Gurnemanz) und Michaela Schuster (Kundry) – durchzogen in Erinnerung. Der deutsche Regisseur Michael Schulz inszenierte einen «Parsifal», der im ersten Aufzug noch auf die Bühnenbildkraft des Malers Alexander Polzin vertraute, sich dann aber immer mehr in dummen Nebensächlichkeiten und unnötigen Verdoppelungen verlor. Der Buh-Orkan für diese Nichtigkeiten war so heftig wie der Triumphschrei für Thielemann. Danach schien es, als strahle Karajans Büste im Foyer heller als sonst. Für die Vorstellung am Ostermontag gibt es noch Karten. Für 170 bis 490 Euro ist nicht weniger als die Auferstehung der Osterfestspiele zu erleben.

Richard Wagner: Parsifal: Live am 1. April, 17 Uhr im Grossen Festspielhaus, Salzburg. Radio: Ö1, 30. März, 19.30 Uhr

Christian Berzins ist Musikkritiker der Nordwestschweiz und der Schweiz am Sonntag.



Zauber der Erinnerung: Thielemann, Schuster.

Zu schön, um nicht wahr zu sein

Von Peter Rüedi

Am vergangenen 15. März wurde Charles Lloyd 75 Jahre alt, er gehört also schon aus kalendarischem Grund zu jenen Musikern, die Max Roach, als er noch selbst dazugehörte, «the survivors» nannte. Lloyd ist allerdings noch in anderem Sinn ein Überlebender. Nach seinen popmässig erfolgreichen Anfängen («Forest Flower», 1966) und nach der Auflösung seines Quartetts (mit Keith Jarrett, Ron McClure und Jack DeJohnette) zog er sich 1970 von der Szene zurück, und erst eine Nahtoderfahrung im Jahr 1986 legte ihm nahe, das geschenkte zweite Leben auch als eine Verpflichtung zu betrachten. Er begann die Zusammenarbeit mit dem Label ECM, wo seit 1989 bis heute 16 CDs entstanden sind, alle mit erstklassigen Partnern, zuerst mit der skandinavischen Rhythmusgruppe Bobo Stenson, Palle Danielsson und Jon Christensen, dann mit dem Gitarristen John Abercrombie oder dem Pianisten Brad Mehldau, am Schlagzeug erst Billy Hart, dann sein alter Freund Billy Higgins und nach dessen Tod Eric Harland.

Jetzt ist Jason Moran sein Pianist, und die CD, soeben erschienen, ist ein Diskurs im gleichgewichtigen Duo, Moran also keinesfalls auf die Rolle eines «Begleiters» beschränkt. Der, fast vierzig Jahre jünger, macht aus dem schönen Rezital von *old and new standards* (auch ein Titel von Bob Dylan und einer von Brian Wilson) und einer fünfteiligen, Lloyds als Sklavenmädchen verkaufter Ururgrossmutter gewidmeten Suite erst ein aussergewöhnliches. Ein Teil von Lloyds frühem Grosseffolg (und der damit verbundenen Skepsis) war zweifellos der Umstand, dass er den balladesken, hymnischen Aspekt von John Coltrane, der bei diesem seine gewalttätige Kehrseite hatte, verabsolutierte.

Beim alten Lloyd nun (zumal, wenn dem Meister der geflüsterten Intimitäten ein Partner wie Moran so aufregende Innenräume eröffnet) wird, was einst wie weichzeichnerisches Kalkül geklungen haben mag, ganz einfach und herzergreifend. Schlicht glaubwürdig. In jenseitige lyrische Schönheiten steigern sich die beiden in «Pretty Girl», «Bess», «You've Changed» und «All About Ronnie», einer Trouvaille aus den Fünfzigern.



Charles Lloyd, Jason Moran: Hagar's Song. ECM 2311 372 4550

Top 10

Knorr's Liste

1	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
2	No Regie: Pablo Larrain	★★★★☆
3	Laurence Anyways Regie: Xavier Dolan	★★★★☆
4	Jack the Giant Slayer (3-D) Regie: Bryan Singer	★★★☆☆
5	Hitchcock Regie: Sacha Gervasi	★★★☆☆
6	This Is 40 Regie: Judd Apatow	★★★☆☆
7	Song for Marion Regie: Paul Andrew Williams	★★★☆☆
8	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	★★★☆☆
9	Oz the Great and Powerful Regie: Sam Raimi	★★★☆☆
10	3096 Tage Regie: Sherry Hormann	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	The Croods (3-D) Regie: Kirk De Micco	27 651
2 (1)	Nachtzug nach Lissabon Regie: Bille August	14 161
3 (2)	This Is 40 Regie: Judd Apatow	9068
4 (-)	Spring Breakers Regie: Harmony Korine	8079
5 (4)	Safe Haven Regie: Lasse Hallström	7496
6 (3)	Oz the Great and Powerful Regie: Sam Raimi	6383
7 (5)	Hansel and Gretel: Witch Hunters Regie: Tommy Wirkola	5825
8 (8)	A Good Day to Die Hard Regie: John Moore	3147
9 (7)	Kokowääh 2 Regie: Til Schweiger	3139
10 (6)	Jack the Giant Slayer (3-D) Regie: Bryan Singer	2549

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Resident Evil: Retribution (Rainbow)
2 (1)	Skyfall (Fox)
3 (-)	96 Hours: Taken 2 (Rainbow)
4 (2)	Argo (Warner)
5 (3)	More than Honey (TBA)
6 (5)	Das Schwergewicht (Sony)
7 (4)	Madagascar 3 (Rainbow)
8 (8)	Killing Them Softly (Ascot Elite)
9 (6)	Hotel Transsilvanien (Sony)
10 (-)	Intouchables (TBA)

Quelle: Media Control



Gekränkte Pflänzchen: Schauspieler Walken (l.), Keener (M.), Seymour-Hoffman in «A Late Quartet».

Kino

Ein Klangkörper gerät aus den Fugen

«A Late Quartet» ist ein fulminantes Kammerstück über Beethoven und Musikernöte, in dem nicht nur die Saiten fliegen.

Von Wolfram Knorr

Streichquartette sind Kunststücke nach Mass und auf die Sekunde. Sie erfordern nicht nur die perfekte Beherrschung der Instrumente, sondern auch absolute Harmonie im Zusammenspiel. Vier Solisten mit demselben musikalischen Geschmack, die sich kennen und verstehen müssen. 25 Jahre währte die Karriere des Fugue String Quartet aus New York, mit dem Cellisten Peter Mitchell (Christopher Walken), dem ersten Geiger Daniel Lerner (Mark Ivanir), dem zweiten Geiger Robert (Philip Seymour Hoffman) und seiner Frau Juliette Gelbart (Catherine Keener) an der Viola. Ein souveränes Team, in dem Peter Mitchell, der Älteste, zugleich die Vaterfigur ist.

Bis während eines Abendessens Peter seinen langjährigen Mitspielern offenbaren muss, an Parkinson erkrankt zu sein. Für die anstehenden Konzerte schlägt er eine Ersatz-Cellistin vor, und schon kommt's zu Atonalitäten in der harmoniegewohnten Gruppe. Ihr langer Sommernachts Traum wird zum Albtraum; aus dem Wohlklang wird Dissonanz: Robert nutzt die Chance der Neuordnung und drangsaliert Daniel mit der Forderung, auch mal die Saiten wechseln, die erste Geige spielen zu dürfen. Daniel lehnt brüsk ab. Juliette auch, was ihren Gatten empört. Aus Wut flüchtet er in die Arme der Tänzerin Pilar (Liraz Charhi), und Juliette wirft ihn aus der Wohnung. Ihre Tochter Alexandra (Imogen

Poots) schmeisst sich aus Trotz an David ran, was Vater Robert endgültig ausrasten lässt. Es ist kein Musikfilm von jener Lächerlichkeit, die früher die Beethoven-Büsten auf den Vertikos verstrahlten. Das Gegenteil ist der Fall.

Auf dem Kultur-Rummelplatz können Filme wie «A Late Quartet» leicht übersehen werden, weil sie auf den ersten Blick nicht gerade als sexy gelten und sowieso auf Lärm verzichten. Diesen sollte man nicht übersehen, es ist ein spannendes, grosses Stück Kino. Das Originelle an Yaron Zilbermans Regiedebüt ist das Milieu, in dem er es ansiedelt. Er verortet es unter Künstlern, von denen jeder das Zeug zu einer Solokarriere hat, auf diese aber verzichtete zugunsten des kammermusikalischen Wohlklangs, mit dem sie internationale Erfolge feierten. Die Intensität resultiert aus der Schiefelage, in die die Musiker und ihr ideales musikalisches Weltbild auf einmal geraten.

Vor dem Hintergrund eines frostigen, winterlichen New York malträtiert sich hier keine heiligen Narren, sondern gekränkte Pflänzchen, die aus der Wärme der Tonkunst in die soziale Kälte purzeln und sich beim Weg zurück verlaufen. Das ist glänzend besetzt, allen voran mit Philip Seymour Hoffman als ewigem Zweiten und dem abgeklärten Christopher Walken, der das Quartett vor der Auflösung rettet – mit Beethovens Streichquartett Nr. 14 cis-Moll op. 131. ★★★★★

Weitere Premieren

G.I. Joe: Retaliation — Der tanzerprobte Jon M. Chu («Step Up 2») übernahm die Regie des Films mit Barbies männlichen Pendants, den martialischen Action-Figuren des Spielwarenunternehmens Hasbro. Und tatsächlich wird so virtuos an steilen Felswänden rumgeturnt und -gesegelt, dass Reinhold Messner vor Neid erblassen müsste. Die Kapriolen sind die einzige Attraktion im sonst üblichen Geballer. Im Sequel muss die Spezialtruppe G.I. Joe nicht weniger als die Welt retten, weil ein Scheusal – alles wie gehabt – den Globus erpresst. Channing Tatum, bisher der Leiter des Superteams, wird Opfer im Kriegsspiel und macht Platz für die Neuzugänge Dwayne Johnson und Bruce Willis. Der wohl schamloseste Waffen- und Armeeverherrlichungs-Film seit langem. Kein Wunder, dass striktere Waffengesetze in den USA chancenlos sind. Der eher einfallsarme Krawallfilm rührt alles zusammen: X-Men- und Iron-Man- und Captain-America-artige Mucki-Kerle und einen Darth-Vader-Superbösewicht – und das alles auch noch in 3-D. ★★★☆☆



Einfallsarmer Krawallfilm: «G. I. Joe».

Spring Breakers — In den Frühlingsferien, Spring Break, treibt es die College-Kids nach Florida zu mehrtägigen Sufforgien. Da geht's um *drugs* und Sex und Voyeurismus und kriminelle Energie. Alles muss reingewurstet wer-

den, damit die «spätromischen Zustände» auch einen kritischen Zug bekommen. Pures Alibi. Regisseur Harmony Korine (Autor von «Kids») geht's letztlich einzig und allein und hauptsächlich um viel, viel nackte Haut, viel Titten und viel Ärsche. Die US-Version von «Ballermann» wird deshalb auf Dauer ziemlich ramm-dösig, auch wenn Korine in seiner voyeuris-



US-Version von «Ballermann»: «Spring Breakers».

tischen Sause noch einen Dealer (James Franco) auftreten lässt, der den knallharten Macker mimt. Aber selbst das bringt wenig Sinn in den Kreisch-und-Nuckel-Quatsch. ★★★☆☆

Identity Thief — Buddy-Roadmovie, das stellenweise wie die Klamaukversion von «Midnight Run» (1988) wirkt. Dem Familienvater Sandy (Jason Bateman) wird von einer wild-temperamentvollen Abzockerin (Melissa McCarthy) gewissermassen die Identität genommen. Sie bringt sich in den Besitz seiner Kreditkarten und wirft mit seinem Geld auf Teufel komm raus um sich. Sandy fährt nach Florida, um der Lady das Handwerk zu legen und sie mit in seinen Bundesstaat zu nehmen. Eine Reise mit Hindernissen, schusseligen Verfolgern und dämlichen Situationen. Melissa McCarthy («Bridesmaids») wackelt und trampelt wie die US-Version von Cindy aus Marzahn durch die Story voller Logiklöcher und mutiert am Ende zur lieben, sentimental Reumütigen. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Stimmt es, dass der erste Filmkuss einen Skandal ausgelöst hat? Ist der Film erhalten? M. D., Rheinfelden



Ja. In Thomas Edisons «The Widow Jones» (nach einem Bühnenstück) aus dem Jahre 1896 tauschen die Theaterschauspieler May Irwin und John Rice einen Kuss, der Moralwächter auf die Palme trieb. Man sprach von einem Skandal. In dem zeitgenössischen Magazin *The Chap Book* wurde der Kuss als «völlig abstossend» beschrieben. Es war das Gefühl von

Schlüsselloch-Guckerei, das vielen einfach peinlich war. Eigentlich absurd, denn das Paar küsste sich auch auf der Bühne. Nach dem Film begann die Küsserei. 1922 wurde in einer Zensurvorgabe deshalb der Leinwandkuss auf drei Sekunden beschränkt (woran sich keiner hielt). Die hemmungsloseste Knutscherei fand 1963 in Andy Warhols fünfzigminütigem Film «Kiss» statt. «The Widow Jones» gibt es sicher noch in Filmarchiven; die Plakate sind als Poster erhältlich.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Oskar zeigt Flagge

Von Lucien Scherrer

Ein Mann mit Rossschwanzfrisur steht in einem Rebhang und spielt Mundharmonika. Die Stimme aus dem Off erklärt uns, was wir von ihm zu halten haben: Ein Poet sei er, dieser Oskar Freysinger aus Savièse, aber auch ein «Polterrer» und «Rattenfänger». Die Stimme gehört Roland Huber, einem Urgestein der SRF-Sendung «Reporter», das ein wenig an Beppe Grillo erinnert (wobei Huber nicht schreit, sondern mit sonorer Stimme doziert). «Mich fasziniert seine Leidenschaft für die Literatur», sagt er über den SVP-Nationalrat und neu gewählten Walliser Staatsrat, «aber genauso stösst mich seine Rechtsradikalität ab.»

Tatsächlich versucht Huber, Freysinger in die rechte Schmutzdecke zu stellen. Er wolle «aufräumen», sagt er, mit den «Linken» und «Fremden». Ob das Zitate oder Eindrücke des Journalisten sind, erfährt der Zuschauer nicht. Und so geht es weiter. Huber wirft Freysinger vor, gegen «alles Fremde» zu sein. Dieser lacht: Sein bester Freund sei Serbe. Dann erinnert Huber die Zuschauer daran, dass Freysinger für die Minarett-Initiative war und fragt besorgt: «Wieviel Rassismus steckt wohl da dahinter?» Statt Beweismaterial für Rassismus zeigt der Reporter Bilder von Geert Wilders, den Freysinger 2011 nach Savièse einladen wollte. Bedrohliche Musik erklingt. «Ist dieser Mann sein Vorbild?», raunt es aus dem Off, «der rechtsextreme Holländer Geert Wilders?» Wilders, das verschweigt Huber, ist Demokrat. Und er durfte nicht in Savièse auftreten, weil Gegner der Redefreiheit mit Gewalt drohten.

Aber egal: In Freysingers Büro entdeckt die SRF-Kamera eine schwarz-weiss-rote deutsche Kriegsflagge mit Reichskreuz. Wenn Huber irgendeinen Hinweis auf potenziell rechtsextremes Gedankengut gesucht hat: Hier hängt er! Doch was geschieht? Freysinger sagt, dass die Flagge aus dem zweiten Kaiserreich stamme und ihm einfach gefalle. Und Huber nickt. Erst nach der Sendung berichtet die Presse genüsslich, dass derlei Kriegsflaggen von Neonazis verehrt würden. Freysinger will davon nichts gewusst haben. Genau wie Huber, der doch so gerne selber einen Rechtsextremen gebastelt hätte.

Reporter: Sonntag 21.40 Uhr, SRF1.

Der Duft des Geldes

Wohltätiges im Casinotheater Winterthur; ein Zürcher Gastronom wagt den grossen Schritt. *Von Hildegard Schwaninger*



Schwungvoller Abend: Thurnheer, Schawinski, Giacobbo im Casinotheater.

Einmal im Jahr findet im Casinotheater Winterthur eine Benefizveranstaltung in eigener Sache statt. Ein schwungvoller Abend voller Goodwill für die vor elf Jahren von Viktor Giacobbo, Patrick Frey und Mike Müller gegründete Kleinbühne, die keine Subventionen bekommt und Winterthur zuoberst auf die Rangliste der deutschsprachigen Comedy- und Kabarettszene gehievt hat. Die Gala 2013: Neben für die Schweiz typischem Understatement luxuriöser Genuss. Es gab *valet parking*, unter den kulinarischen Köstlichkeiten fanden sich Austern, die Herren trugen (trotz zwangloser Kleiderordnung) Smoking, die Damen neue, teure Kleider. Aktionäre, Künstler, Sponsoren und Sympathisanten füllten den 381-plätzigen Zuschauerraum, zum Diner begab man sich in den prunkvoll leuchtenden Festsaal, nach Mitternacht gab es Disco mit Christoph Schwegler und Röbi Koller (startet am Samstag die neue TV-Show «Happy Day») als DJs. Unter den Gästen: Vorzeige-Unternehmerin Franziska A. Tschudi Sauber (Wicor), die Zürcher Goldschmiedin Beatrice Rossi, Juwelier Bernhard Blum mit Ehefrau Christine, Schauspielerin Esther Gemisch (im Charleston-Look, langes, hautenges, weisses Kleid), Rechtsanwalt Peter Nobel, Anwalt und Weinbauer Thomas Bär mit Ehefrau Monika (freuten sich, ihren Wein, den sie in der Toskana anbauen, in den Vitri-

nen des Casinotheater-Restaurants zu sehen), Medienpionier Roger Schawinski mit Ehefrau Gabriella, Migros-Konzernchef Herbert Bolliger mit Ehefrau Beatrice und Sohn, der deutsche Botschafter Peter Gottwald, Ständerrätin Christine Egerszegi-Obrist, der Winterthurer Ex-Stadtpräsident Ernst Wohlwend, TV-Mann Beni Thurnheer.

Eine Art First Lady der Veranstaltung ist die immer exzentrisch-elegant gekleidete Laurence Frey-Bloch, die Frau von Mithausherr und Komiker Patrick Frey und Mutter



Luxuriös: Vera Kaa, Patrick Frey, Esther Gemisch.

seiner vier Söhne. Die Kunsthistorikerin entstammt der Ragusa-Schokoladendynastie (Tochter von Rolf Bloch). Auch Giacobbo hatte die Freundin an seiner Seite: Barbara Josef,

Sprecherin von Microsoft. Für Unterhaltung sorgten unter anderen: die unschlagbare Slam-Poetin Lara Stoll (kriegte am gleichen Abend einen Filmpreis in Romanshorn), der Komiker Rob Spence, Clownin Gardi Hutter, Walter Andreas Müller.

Der Erlös des Abends: 50 000 Franken, wird für die Förderung junger Künstler verwendet und für die nächste Eigenproduktion: «Abschalten. Die Business Class macht Ferien», nach einem Buch von Martin Suter.

Mit 35 wagt er den grossen Schritt: Gastronom Nicolas («Nico») Maeder heiratet. Seine Braut Nicole kommt aus Frankfurt, arbeitet im Private Banking bei der Credit Suisse gleich neben den Lokalen «Bäregasse» und «Atelier», die Maeder mit seinen Partnern führt. Am 13. Juli ist Hochzeit – im familien-eigenen Haus am Zürichberg, wo schon seine Mutter Christina Maeder Prohaska mit dem Transportunternehmer Jacky Maeder Hochzeit feierte. Mit seiner Schwester, der Schauspielerin Kiki Maeder, plant der im Zürcher Nachtleben führende Maeder (leitet mit Patrik Bruderer das «Diagonal» und organisiert «Disco Nights» im «Dolder Grand») eine Sommerparty am 16. August im «Fischer's Fritz». Die Party beim Campingplatz, auf dem letzten Sommer auch Shawne Fielding zeltete, soll «ein rauschendes Sommerfest direkt am See werden», sagt Maeder.



Rauschende Sommerfeste: Nicolas Maeder.

Dominique N. Godat hat sich als Direktor des «Kulm Hotel St. Moritz» stark für kulturelle Belange engagiert. So wird sein Abgang, ehe er nach Saisonende den Stab Heinz E. Hunkeler übergibt, mit kulturellen Highlights beschlossen. Am Karfreitag spielt die uigurische Pianistin Bota Zakir zugunsten der «Geschützten Werkstatt» in Samedan. Am Ostersonntag organisiert Christian Jott Jenny, Erfinder und Gründer des Festival da Jazz, ein Überraschungskonzert für Godat im «Dracula Club». Auch Rolf Sachs hat sich angesagt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Buddhistisch und hinduistisch

Die Internistin Allison Huang, 32, und der Web-Unternehmer Sage Michael, 32, haben kürzlich geheiratet. Anstelle einer Hochzeitstorte gab es fettfreie Cupcakes.



«Es war magisch»: Ehepaar Michael-Huang.

Sage: Bei unserem ersten Date besuchten wir ein Kunstmuseum. Ein Werk der japanischen Künstlerin Yayoi Kusama faszinierte uns beide. Der Raum war bis auf einige winzige Lichter, die die Farbe wechselten, stockdunkel. Alle Wände waren jedoch mit reflektierenden Spiegeln verkleidet, und bald waren wir von tausend Glühwürmchen umgeben. Es war magisch, als befänden wir uns in einer anderen Galaxie.

Allison: Die Stimmung war so friedvoll und ruhig. Wir blieben stundenlang dort, sprachen über die Sterne und das Universum und trennten uns danach nicht mehr. Das war vor vier Jahren. Die Installation besuchten wir immer wieder. Eines Tages sagte Sage: «Es ist, als hätte ich die Sterne und das Universum nach dir abgesucht und dabei die Zeit und die Ewigkeit durchquert. Jetzt, da ich dich gefunden habe, will ich dich nie mehr gehen lassen, und darum frage ich dich, ob du mich heiraten möchtest.»

Sage: Ich bin Hindu, Allison fühlt sich eher zum Taoismus hingezogen. Beide sind wir auch von der Gothic-Bewegung beeinflusst. Es galt, all diese Einflüsse und auch Stilelemente in der Hochzeitszeremonie einzubinden. Beginnt man sich mit dem Thema zu befassen,

wird einem – was Kleidung und Dekorationen anbelangt – schnell von einigen Farbkombinationen abgeraten. Darum kümmerten wir uns nicht. Wir wählten Feuerrot, Purpur, Schwarz und viel Gold. Ich trug Frack und Zylinder, die Fingernägel liess ich mir zur Feier des Tages schwarz lackieren. Allison trug einen farbenprächtigen japanischen Kimono. Sie hatte knallrote Lippen und eine Frisur wie Marilyn Monroe.

Allison: Meine Mutter verstarb vor einem Jahr, mir war es sehr wichtig, dass möglichst viele Familienmitglieder anwesend sein würden, und dementsprechend lang wurde die Gästeliste. Die Vorbereitungen zogen wir in drei Monaten durch, das war ein wenig stressig, auch weil ich gleichzeitig mitten im Abschluss steckte. Jede freie Minute verbrachte ich ausserdem damit, tausend Origami-Kraniche zu falten, die als Dekorationselemente dienten. Bei der Fixierung aller Vögel im Geäst eines Baumes halfen mir zehn Freunde, die ich zu diesem Zweck für ein Barbecue mit viel Alkohol eingeladen hatte.

Sage: Wir führten eine traditionelle Zen-Zeremonie durch. Der Ablauf ist dem einer katholischen Heirat nicht unähnlich, allerdings überreichte ich Allison's Vater eine Rose, und sie tat das Gleiche bei meinen Eltern. Vor dem Altar entzündeten wir fein duftende Räucherware, die für den Buddha gedacht war. Ob religiös alles richtig war, spielte uns keine so grosse Rolle. Wir wollten einen Mix aus allen optischen und spirituellen Ansätzen, die wir mögen. Nach dem Eheversprechen küsstet wir uns und tranken einen tüchtigen Schluck Sake.

Allison: Den Hochzeitscocktail hatten wir ebenfalls selbst kreiert: eine teuflische Mischung aus chinesischem Bier und Absinth. Viele unserer Freunde sind Veganer, Sage muss glutenfrei essen. Die kulinarische Planung war eine Herausforderung in dem Sinn, dass alle etwas auf dem Teller hatten. Vor allem bei Backwaren: Glutenfreie Ernährung kann eine klassische Hochzeitstorte verhindern. An ihrer Stelle gab es eine taiwanische Ananastorte, Apfelkompott und fettfreie Cupcakes.

Protokoll: Franziska K. Müller

Einbruch

Von Andreas Thiel — Wie kriminell sind die Statistiker?

Thiel: Herr Leupi, als Polizeidirektor muss Sie die neuste Kriminalstatistik zu Tode erschreckt haben.

Leupi: Und ob. Ich war mehr als schockiert.

Thiel: Was gedenken Sie dagegen zu tun?

Leupi: Wir werden den Straftatbestand «Zu-Tode-Erschrecken mit Statistiken» ins Strafgesetzbuch aufnehmen.

Thiel: Haben Sie denn eine Erklärung, wie es zu diesem deutlichen Anstieg von Einbruchs-diebstählen kommen konnte?

Leupi: Ich frage mich, ob nicht die Statistiker diese Einbrüche selbst begangen haben.

Thiel: Wieso die Statistiker?

Leupi: Als Kriminalist fiel mir sofort auf, dass die Statistiker über verdächtig viele Einbrüche erstaunlich detailliert im Bilde sind.

Thiel: Unabhängig von der Täterschaft ist es aber doch beängstigend, wie oft diese Diebe einbrechen konnten.

Leupi: Nicht wahr? Die Leute haben offensichtlich zu viel Freizeit und sind zu wenig oft zu Hause. Wir werden den privaten Verkehr weiter einschränken müssen, damit die Leute aufhören, so sinnlos in der Stadt rumzufahren, während bei ihnen zu Hause eingebrochen wird.

Thiel: Wäre es denn nicht die Aufgabe der Polizei, sich wieder vermehrt auf Streife zu begeben, um verdächtige Personen anzuhalten oder zumindest abzuschrecken?

Leupi: Wieso? Sind die Statistiken nicht abschreckend genug?

Thiel: Ich meine nicht diejenigen abschrecken, die ihr Haus verlassen, sondern Räuber und Diebe.

Leupi: Ach so, nein – dazu hat die Polizei nun wirklich keine Zeit.

Thiel: Wieso nicht?

Leupi: Unser Auftrag ist es, Verkehrsbussen zu verteilen, um die leeren Staatskassen zu füllen.

Thiel: Wenn die Polizei nur noch mit Bussen verteilen beschäftigt ist, dann ist es ja kein Wunder, dass so viele Einbrüche geschehen.

Leupi: Ja, aber ist Ihnen aufgefallen, dass die Statistik keinen Anstieg bei den Autodiebstählen verzeichnen konnte? Das beweist immerhin, dass die Präsenz von Polizisten bei parkierten Fahrzeugen auch einen positiven Einfluss auf die Kriminalstatistik hatte.



Auferstehung

Von Peter Rüedi



Weine kommen, Weine gehen. Zuweilen verschwinden ganze Sorten, und andere erleben die erstaunlichsten Wiedergeburten. Wie die Renaissance des Barbera. Der war vor Zeiten so erledigt, dass selbst seine treueste Kundschaft, die alten Männer, die in italienischen Bars ihre Einer mümmelten, fahnenflüchtig wurden: 1986, als in italienischen *supermercati* methylverseuchter Barbera an die zwanzig Tote forderte. Allein, eben dieser GAU war die Chance (für den Barbera nicht anders als für die Österreicher mit ihrem fast gleichzeitigen Glykol-Skandal). Ganz nach Nietzsches Satz: «Was mich nicht umbringt, macht mich stark.» Aus dem Getränk wurde ein Wein.

Renommierte Produzenten entdeckten im Zuge eines allgemeinen *risorgimento enologico* das Mauerblümchen Barbera, das heisst seine Eigenschaften und Tücken: wilder Wuchs, (relativ) späte Reife, hohe Säure, wenig Tannine. Nicht, dass sie dem gleich die besten Hanglagen ihrer Baroli und Barbareschi überlassen hätten. Aber sie nahmen seine Charakteristiken ernst. Die gewaltige Frucht versuchten die einen durch vermehrten Einsatz von Holz zu konterkarieren (was schon mal voraussetzte, dass sie die Proletarierin der kostspieligen Barriques für würdig befanden). Die andern, und zu diesen gehörte die Önologin mit dem renommierten Namen Virna Borgogno, am nicht weniger berühmten Produktionsort Barolo, bauten ihn weiter in grossen Fässern aus und suchten die Balance eher in der Säure.

Wie kein vernünftiger Wein der Welt ist der Barbera Virna im Keller «gemacht», die Arbeit im Rebberg, für die in diesem Fall Virnas Mann Giovanni Abrigo verantwortlich ist, schafft die Voraussetzung. Im Keller wird eher interpretiert als «inszeniert». Dieser Barbera (und wir trinken die Normalvariante von 2010) ist breit, fleischig, mit dunkler Fruchtwucht (Brombeeren, Kirschen, Cassis), darübergestreut wie die Glanzlichter einer Milchstrasse die schönen Säurereflexe. Ein toller Wein. (Vielleicht eher zu einer gebratenen Salsiccia zu empfehlen als zu, sagen wir: Forelle blau.)

Azienda agricola Virna di Borgogno Virna (Barolo): Barbera d'Alba 2010. 13%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 19.50. www.gerstl.ch

Gestraftes Erholprogramm

Von Jürg Zbinden

1 — Wer kennt sie nicht, die einzigartige Kombination des als Spaghetti-Stuhl berühmt gewordenen Gartenstuhls von Huldreich Altorfer mit dem Stahlblechtisch des Architekten Max Ernst Haefeli. Oder den ebenso vertrauten wie bequemen Altorfer-Liegestuhl. Seit einigen Jahren sind die Kultobjekte wieder erhältlich – dazu gesellt Embru nun den Altorfer-Lounge-Stuhl. Dem Trend zu tieferen, breiteren Möbeln im Outdoor-Bereich entsprechend, lancierte Embru 2012 den Haefeli-Lounge-Tisch. Er vereint die Eigenschaften des traditionellen Haefeli-Stahlblechtisches mit den heutigen Anforderungen und fügt sich nahtlos in die Outdoor-Familie ein. Neu ergänzt der Altorfer-Lounge-Stuhl das zeitlose Ensemble, in den Farben Rot, Hellblau, Gelb, Grün, Schwarz und Weiss. Und wie alle eingesetzten Materialien ist auch das Gestell aus feuerverzinktem Rundstahlrohr extrem wetterbeständig und robust. Zudem lässt sich der Lounge-Stuhl platzsparend stapeln: bis zu fünf Stück aufeinander. Der 2012 gegründete erste Schweizer Online-Concept-Store Mooris hilft bei der Suche nach schönen und guten Produkten, und das Angebot ist obendrein preiswert: Statt der üblichen Fr. 520.– kostet der Lounger Fr. 480.–, inklusive Lieferung. www.mooris.ch.

2 — «Dior Homme Cologne», komponiert von François Demachy, will süchtig machen mit Bergamotte aus Kalabrien und Zitrusfrüchten, Pampelmusenblüten aus Italien sowie weissem Moschus. Fotografiert wurde die Kampagne rund um Jude Law vom deutschen Altmeister Peter Lindbergh, der 1990 das sogenannte Supermodel-Phänomen mit aus der Taufe hob, als er Naomi, Cindy, Christy, Linda und Tatjana in corpore vor die Linse holte und für die britische *Vogue* ablichtete. Erhältlich ist die Neuauflage des Dior-Herrendufts im ausgewählten Fachhandel. «Dior Homme Cologne» Eau de Toilette Spray zu 75 ml kostet Fr. 104.50, zu 125 ml Fr. 143.–.

3 — Im Weekender soll das für ein Weekend Notwendige Platz finden, und das ohne Chichi! Die Anforderungen erfüllt diese Gentleman-Tasche in vorbildlicher Weise, obendrein ist sie von ansehnlicher Maskulinität. Gefertigt aus Kalbsleder, zu kaufen für Fr. 999.–. Von Hackett London am Paradeplatz 4 in Zürich.

1



2



3





Auto

Die Kante

Der Mercedes GLK gehört zu den Fahrzeugen, die man mag, weil sie ein wenig anders sind. Von David Schnapp

Es gibt Autos, die man einfach mag. Weil sie ein bisschen anders sind zum Beispiel. So ging es mir mit dem GLK von Mercedes, einem kompakten SUV, das 2008 auf den Markt kam und es zu Weltruhm brachte, weil es seinen ersten grossen Auftritt in der Fernsehserie «Sex and the City» hatte. Das war ein geschickter Schachzug von Mercedes, denn das Auto polarisierte mit seiner kantigen, kühlstrahlähnlichen Erscheinung. Und damit hebt sich der GLK bis heute ab von der mehrheitlich gesichtslosen Masse der kompakten Geländewagen, die in der Regel so designt werden, dass sie möglichst unauffällig sind, um möglichst vielen Leuten gefallen zu können.

Trotzdem ist dem neuen GLK der Zeitgeist anzusehen, er hat seine Spuren in der Karosserie hinterlassen, die da und dort etwas rundgeschliffener daherkommt sowie ein paar modische Blechsicken zur Schau trägt. Trotzdem bleibt der GLK eine einmalige Erscheinung, mit der man sich stilsicher abhebt, ohne dabei den gesellschaftlichen Konsens zu verlassen, wie es einem mit einem BMW X6 passieren kann.

Mercedes GLK 250 Bluetec 4Matic

Leistung: 204 PS, Hubraum: 2142 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h

Preis: Fr. 55 463.–, Testwagen Fr. 93 579.–

Mein Testwagen war der GLK 250 Bluetec 4Matic, das heisst, er hatte das «stärkste Vierzylinder-Diesellaggregat in der SUV-Welt» (Presstext) unter der Motorhaube. Das scheint eine gute Wahl, auch wenn das Auto eher gemächlich loslegt. Aber schon bei 1600 Umdrehungen stehen 500 Nm Drehmoment zur Verfügung (204 PS). Der Normverbrauch beträgt 6,1 bis 6,5 Liter, im Winterbetrieb waren es in der Praxis 7,5 Liter, was ein guter Wert ist.

Aber der Preis

Der GLK ist eine Familienkutsche im besten Sinne, er hat vorne und hinten genügend Platz, einen anständig grossen Kofferraum, und man bewegt ihn mit Verstand, sprich: Entspanntes, gemütliches Cruisen macht mit ihm Freude. Das Interieur wirkt zwar nicht glamourös, dafür solide, und die Ledersitze (Aufpreis Fr. 3125.–) machen den Eindruck, als seien sie problemlos zu reinigen, falls mal einem Kind ein Unglück passiert.

Damit sind wir beim Preis. Ein vergleichbarer Kia Sportage kostet, ebenfalls mit einem 4-Zylinder-Diesel und der besten Ausstattung, über 10 000 Franken weniger als der GLK in der Basisausführung. Mit allen Extras Optionen (darunter hervorragende Fahrerassistenz- und Sicherheitssysteme) kam mein Testauto auf über Fr. 90 000.–, was schon sehr sportlich ist. Andererseits muss, was besonders bleiben will, auch eine gewisse Exklusivität haben.

Zu Tisch

Lob des «Chüngels»

Von David Schnapp



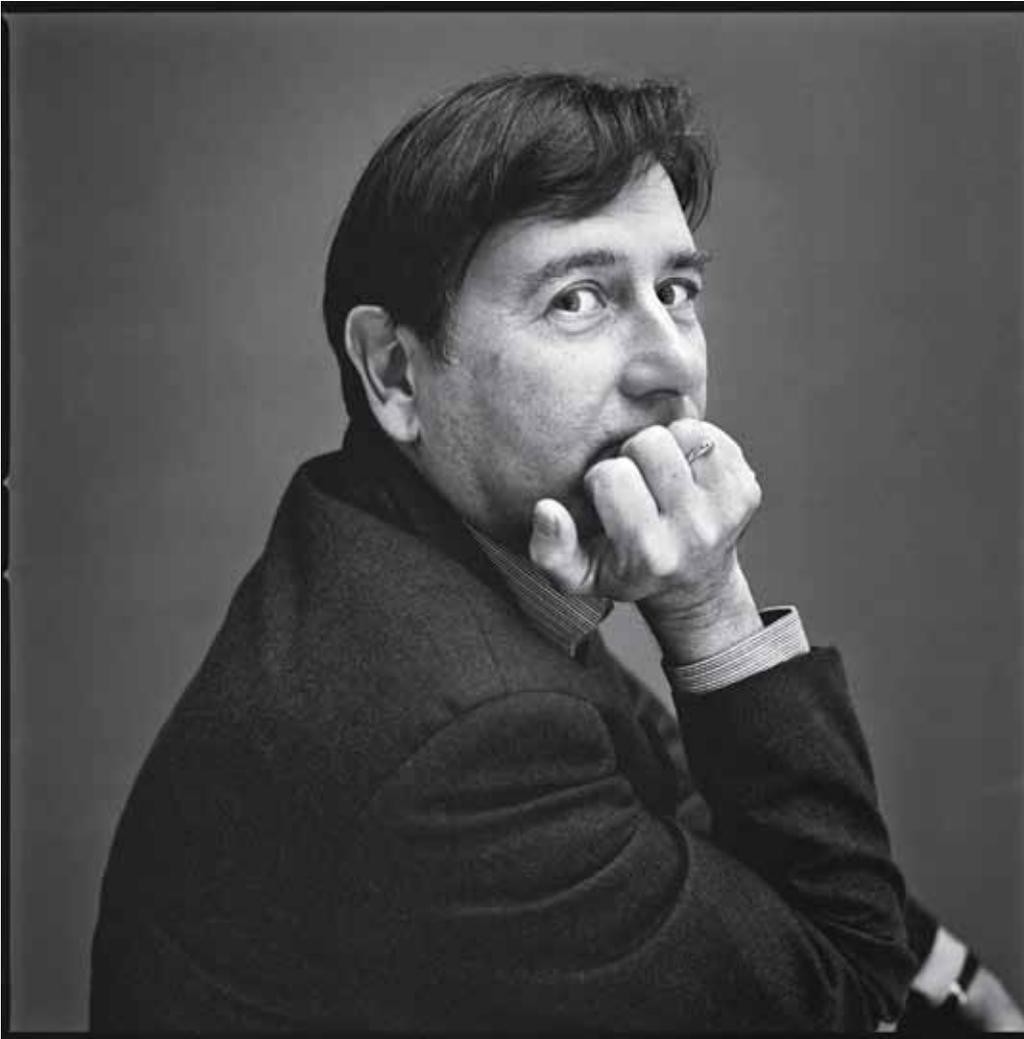
Es ist schwer zu sagen, wie es passieren konnte, aber irgendwann assen die Schweizer nicht mehr *Chüngel*, sondern Poulet. Die Hühnerzüchter hatten die Kaninchenzüchter verdrängt. Das ist schade, denn das Fleisch der Langohren lässt sich vielfältig zubereiten, sogar roh als Carpaccio oder als Sashimi. Ausserdem, manchen ist so etwas ja wichtig, ist Kaninchenfleisch praktisch fettfrei, arm an Cholesterin und so leicht verdaulich, dass es sechs Monate alten Babys ebenso gut bekommt wie Greisen.

Wir empfehlen zu Ostern deshalb dringend *Chüngel* und raten im Sinne christlicher Tierliebe dazu, Fleisch zu kaufen, das nach Schweizer Gesetzen produziert wurde, die um einiges strenger sind als die Vorschriften der EU. Hier kommt ein kleiner Werbespot: Die Schweizer Firma Delimpex AG produziert in Ungarn unter strengen Vorgaben hochwertiges Kaninchenfleisch, das unter anderem in der Migros erhältlich ist. Oder man kauft direkt von einem Züchter oder Bauern, wenn man einen kennt.

Im Gegensatz zum Huhn ist Kaninchen problemlos roh essbar. Man schneidet zum Beispiel ein Rückenfilet in daumendicke Scheiben, legt sie zwischen zwei Lagen Frischhaltefolie und klopft sie mit einer Pfanne einen Millimeter flach. Mariniert mit etwas Zitronensaft, Olivenöl, Salz, Pfeffer, Rucola und Parmesanspänen, wird ein feines Carpaccio daraus. Zu Zylindern gerollt und mariniert mit Limettensaft, Sojasauce und feingeriebenem Ingwer, gibt es ein leichtes Sashimi.

Der ehemalige Spitzenkoch und Buchautor Thuri Maag hat viel mit Kaninchenfleisch versucht, er macht unter anderem Wiener Schnitzel aus dem Filet. Dazu die dickere Hälfte des Rückenstrangs längs einschneiden und aufklappen. Wie oben beschrieben auf ungefähr fünf Millimeter flach klopfen. Mit Salz und Pfeffer würzen, zuerst in Mehl, dann in einem verschlagenen Ei und schliesslich in Paniermehl wenden. In Bratbutter bei mittlerer Hitze langsam bräunen. Frohe Ostern!

Informationen über Kaninchenfleisch:
www.delikantessa.ch



«Wie viele Bücher schreiben Sie denn im Monat?» Schriftsteller Sulzer, 60.

MvH trifft

Alain Claude Sulzer

Von Mark van Huisseling — Leute, die Bücher schreiben, haben was zu erzählen. Darum ein Gespräch mit einem Schriftsteller.

Um ehrlich zu sein, es gibt mehrere Gründe, weshalb diese Woche an dieser Stelle Alain Claude Sulzer auftritt. Nicht bloss, weil ich schon lange einmal einen Schriftsteller befragen wollte. Oder weil er vergangenes Jahr in der engsten Auswahl möglicher Gewinner des Schweizer Buchpreises war (mit seinem Roman «Aus den Fugen»; den Preis bekam dann Peter von Matt, wie oft, wenn jemand in der Schweiz für Literatur ausgezeichnet wird, für einen Essay komischerweise, obwohl es beim Buchpreis im Grunde um Belletristik geht). Weshalb ich Sulzer auch befragte: Er («ein feingeistiger Flötist», *Sonntagszeitung*) schrieb ein Buch über Basel, das vergangene Woche erschien, ich («ein szeniger Grosssprech», ebendort) eines über Zürich, das vergangene Woche erschien (beide im Verlag Hoffmann und Campe).

«Sie sind Schweizer Schriftsteller, wovon leben Sie?» – «Inzwischen vom Schreiben.» – «Vom freien, literarischen Schreiben?» – «Es

ist so, je bekannter man wird, desto mehr Geld verdient man, wenn man frei journalistisch arbeitet.» – «Ehrlich?» – «Ich habe das auch erst in den letzten zwei, drei Jahren erfahren. Wenn man mich einmal anfragt, dann nicht mehr zu den lächerlichen Honoraren, von denen man nicht leben kann. Und das hat damit zu tun, wie bekannt man ist als Autor. Das heisst, es sind vielleicht nicht journalistische Aufträge, ich schreibe zum Beispiel keine Rezensionen mehr, das habe ich ewig gemacht, sondern etwa die Einführung für das Jahresprogramm des Sinfonieorchesters Basel.» – «Ich habe gefragt, weil in der *Weltwoche* stand, dem Sinn nach, Schweizer Kulturschaffende verdienen richtig gut, wegen millionenhoher Subventionsbeträge ...» – «Ich weiss nicht genau, wie viel ich verdiene, das ändert sich jedes Jahr. Und wir leben zu zweit, mit einer gemeinsamen Kasse ... Doch von den millionen hohen Subventionsbeträgen kommt nur in

beschränktem Mass etwas zu mir, in sehr beschränktem Mass.»

«Wie viele Bücher haben Sie verkauft im Ganzen?» – «Die Gesamtauflage meiner Bücher bisher? Keine Ahnung. Meine ersten Bücher, das weiss ich, haben sehr wenig verkauft. Es gibt den sogenannten goldenen Schnitt, das sind 3000 bis 4000 Stück, in der Schweiz und in Deutschland. Wenn eines 5000 Mal verkauft wird, hat es sich für den Verlag schon einigermaßen gerechnet, behaupte ich. Bei mir ist es mit «Ein perfekter Kellner» endlich aufwärts gegangen, nach fünf oder sechs Büchern wurde ich zum ersten Mal wahrgenommen. Der «Kellner» wurde übersetzt, und zwar als Erstes ins Englische, was erstaunlich ist. Man hofft dann, dass die Amerikaner einen lesen, was aber nicht passiert. Immerhin ist das Buch optioniert für einen Film, seit drei Jahren ... Frankreich ist für mich ganz schön, wo alle meine Bücher seit dem «Kellner» erscheinen; ein Jahr später, man hat nichts Neues, kommt Frankreich plötzlich und es fängt noch einmal wie neu an.»

Ironisch drüber weggehen

«Machen Sie gerne Promotion für Ihre Bücher?» – «Gut, für das Buch über Basel werde ich ein paar Lesungen machen, im Fernsehen wird eher nichts kommen, das ist wenig im Vergleich dazu, was man macht für einen Roman. Aber ich ziehe mich nicht zurück, mache alles, klar.» – «Meine Erfahrung ist: Viele Journalistkollegen sind schlecht vorbereitet.» – «Wenn sie einen interviewen? Ja, ganz prekär wird es zum Beispiel bei Privatradios, die sagen: «Erzählen Sie etwas über Ihr Buch», aber dort geht man hin, um eine Lesung zu bewerben. Aber die, die Rezensionen für seriöse Zeitungen schreiben, *FAZ*, *Süddeutsche*, *Zeit*, haben die Bücher gelesen. Mitarbeiter kleinerer Zeitungen sagen: «Ich habe Ihr Buch noch nicht fertig gelesen», das heisst, sie haben noch nicht angefangen. Und eine in Wolfsburg fragte: «Schreiben Sie gerne Bücher?» Da muss man ironisch drüber weggehen.» – «Aber man versteht irgendwie Katja Riemann, nicht wahr?» (Die Schauspielerin gab «betont schnippische Antworten» [Bild.de] in einem Interview des NDR.) «Ja, aber es kommt drauf an, ob einer sympathisch fragt.» – «Und, schreiben Sie gerne Bücher?» – «Ich hatte einmal einen Heizungsmonteur im Haus, der fragte, was ich von Beruf mache. Ich sagte es ihm. Dann dachte er nach und fragte: «Wie viele Bücher schreiben Sie denn im Monat?»»

«Ich bin leicht überqualifiziert, Sie zu interviewen, ich bin dran, Ihr Buch über Basel zu lesen ...» – «Sie hätten einen meiner Romane lesen sollen.»

Sein liebstes Restaurant («Wenn ich es mir leisten könnte»): «Cheval Blanc», Grand Hotel «Les Trois Rois», Blumenrain 8, Basel, Telefon +41 61 260 50 50



Meine Welt. Meine Karte.



Auch als MasterCard
Karte erhältlich.

Der Spezialist für Kredit- und Prepaidkarten. [cornercard.ch](https://www.cornercard.ch)

cornercard
you first